Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 34 (1911)

Artikel: Briefe von der Studienreise eines jungen Zürchers aus den Jahren 1789 und 1790

Autor: Meyer von Knonau, G.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985849

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Briefe von der Studienreise eines jungen Zürchers aus den Jahren 1789 und 1790.

Mitgeteilt von G. Meyer von Knonau.

In den „Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer von Knonau“ handelt der zweite Abschnitt (S. 47—70 der Ausgabe) von der Universitätszeit und der damit verbundenen Reise in den Jahren 1789 und 1790. In einem Quartbande sind Abschriften von Briefen, die von der Reise nach Hause geschickt wurden — oder vielleicht wählte der Schreiber diese Form, um darin seine Beobachtungen für sich selbst regelmäßig niederzulegen —, mit den tagebuchartigen kurzen Angaben über den Studienaufenthalt in Halle vereinigt. Eine Auswahl dieser Briefe — nebst Bruchstücken aus einigen der Texte — mag hier Platz haben, wenn auch manches wesentliche sich in jenen „Lebenserinnerungen“ schon erwähnt findet. Der Aufschluß, der über die damalige Art des Reisens gewonnen wird, aber ganz besonders die Mitteilungen aus Frankreich, über diese Anfangszeit der großen Revolution, dürften beachtenswert sein. Bemerkenswert ist, wie ein so unterrichteter, junger Mann, der später bewies, daß er historischen Sinn in reichem Grade besaß, für Denkmäler des Mittelalters nicht das geringste Verständnis besaß: der Dom von Speier ist „ein betrechtliches, aber nach schlechtem Geschmack aufgeführtes Gebäude“, der Dom von Frankfurt „nichts als eine alte gothische

katholische Kirche, die sich durch nichts auszeichnet"; oder man lese, was über die Reichsstadt Gelnhausen gesagt ist. Ebenso ist das neue Salzmann'sche Institut Schnepfenthal hervorgehoben, Schulpforta dagegen, an dessen Toren der Wagen zwischen Kösen und Naumburg vorüberfuhr, übergangen.

* * *

Rheinfelden, den 5. April 1789.

Wir sind diesen Abend nm 7 Uhr glücklich und wohl hier eingetroffen, ohne den geringsten mißvergnügten Zufall gehabt zu haben, außer daß wir zu Baden oben an der Schloßhalden beinahe umgeworfen worden. Wir hielten uns daselbst aber nicht auf, sondern fuhren gleich nach Bruck, wo wir aber, weil die Kirche noch nicht zu Ende war, vor dem Thor halten mußten, bis auf hohe Erlaubnis dasselbe geöffnet wurde, wo aber doch der Gottesdienst sogleich geendigt war. Während daß man uns etwas zubereitete, nahmen wir uns vor, die Stadt ein wenig zu besichtigen; ehe wir über hundert Schritte weit vom Wirthshaus weggegangen waren, befanden wir uns schon an der entgegengesetzten Porte der Stadt, ungeachtet das Wirthshaus hart an der anderen liegt. Wir mußten also zur Porte hinausgehen und unser Vorhaben aufgeben oder uns wieder umwenden, und hiezu bewog uns unsre Neugierde, und vielleicht mochte auch unser Magen ziemlichen Antheil daran haben, dem der Geruch der fetten Töpfe im Wirtshaus zu wohl behagte, um sie so schändlich zu verlassen. Die Kirche ist für einen so kleinen Ort sehr brav. Doch ist sie der klarste Beweis von der geringen Größe der Stadt, indem sie sehr wenige Stühle in sich faßt. Auch sind zwei große obrigkeitliche Gebäude hier, die auf Bern gehören, ein Korn- und ein Salzmagazin. Als wir uns endlich zu Tisch setzten und uns eben noch ein wenig wohl sein lassen

wollten, hörten wir plötzlich die Pferde aus dem Stall führen und einspannen, und im nämlichen Augenblick trat die Magd ins Zimmer, kündete uns an, daß, wenn wir nicht sogleich verreisen würden, wir bis gegen 3 Uhr zu Bruck bleiben müßten; denn es läute bereits eine Weile in die Kirche, und während dem Gottesdienste sei keine Rettung zu hoffen. Wie vom Blitz getroffen, sprangen wir voll panischen Schreckens von der Tafel auf, hatten kaum noch Zeit, die Zeche zu bezahlen und rannten, wie die Franzosen vom Dîner de Gotha hinweg. Unterwegs trafen wir den Herrn Schultheiß an, der im Begleit eines Stadtbedienten nach der Kirche hintrabte. Ganz voll Ehrfurcht für seine Gewalt, die uns in diesem Käfig wenige Minuten nachher hätte einsperren können, machten wir ihm ein ehrfurchtsvolles Compliment, welches er mit einem Blick, der eine Art Mischung von Herablassung und Selbstgefühl seiner eigenen Größe war, zu beantworten geruhte. Die Brücke, die über die Aare führt, ist ihres Alterthums wegen merkwürdig; man erzählte uns davon im Wirthshaus, sie sei von den Heiden erbaut worden, und gab uns ziemlich deutlich zu verstehen, der leidige Satan solle wohl ein wenig im Spiel gewesen sein. Ein Zeichen, wie sehr der Strom anschwellen könne, ist, daß er schon zuweilen der Brücke soll gedroht haben.

Von hier aus führt eine gute Straße über den Bötzberg, der gleich außerhalb der Stadt anfängt. Wir gingen bis auf die Höhe zu Fuß und genossen eine schöne Aussicht in das Thal, wo auch die Aare fließt, wie auch in die entfernten Schweizer- und Schwarzwäldergebirge. Der Boden ist auf diesem Berg sehr lehmig; doch soll in trocknen Jahren das Getreide wohl darauf gedeihen. Die Farbe desselben ist bräunlich, daher die Häuser von weitem ganz neu scheinen, weil die Ziegel, womit sie bedeckt sind und die aus dieser Erde gebrannt werden, immer oder doch lange eine röthliche Farbe behalten. Effingen und

Bözen sind die letzten Orte im Bernergebiet, und gleich außerhalb dem letzteren fängt das Kaiserliche an. Hornussen ist der erste Ort; dieser sowohl als alle anderen kaiserlichen Dörfer, durch die wir bisher gekommen sind, sind in Absicht auf Größe und Schönheit der Häuser ganz ansehnlich. Alle Häuser sind nummerirt, und die meisten Dörfer haben gegen 100 und darüber, ja eines über 200 Nummern. Zu Stein ließen wir die Pferde ein wenig füttern und spazierten indessen ein wenig gegen Säckingen, welches in einer Entfernung von 1/4 Stunde auf der anderen Seite des Rheines liegt und ein gutes Aussehen hat. Das ehemalige Frauenkloster daselbst hat ein Toggenburger um 3000 Gulden an sich gekauft und hat jetzt Fabriken darin anlegt. Von Stein kamen wir endlich durch eine schöne Gegend und ein ansehnliches Dorf nach Rheinfelden, wo wir beim Schiff ausstiegen. Der Ort ist ein artiges Städtchen, worin übrigens nicht viel Merkwürdiges ist. Es liegt hier eine Compagnie vom Bender'schen Regiment in Garnison. Wir saßen mit einem jungen Offizier von demselben zusammen, einem Constanzischen Baron von . . ., der Aussichten hat, Domherr daselbst zu werden, vorerst aber, wahrscheinlich um sich durch die Kenntniß mehrerer menschlicher Stände zu seinem künftigen Beruf tüchtiger zu machen, noch vorher diesen Stand gewählt hat. Es waren auch noch einige kaiserliche Beamtete an der Tafel, alles artige lustige Leute.

* * *

Straßburg, den 5. April.

Heute durchkreuzten wir im Begleit eines Bedienten des Hauses, der aber ein Russe und von Novgorod gebürtig ist, die Stadt. Alles wimmelt hier von Soldaten, und doch soll die jetzige Garnison, die ungefähr aus 8000 Mann besteht, noch gar nicht stark sein. Die Kasernen sind alle an den Wällen

angebaut. Sie sind aber jetzt nicht alle besetzt. Auf den Wällen sahen wir die Rekruten exerciren, wovon einige die Thränen in den Augen hatten; doch kann ich nicht sagen, daß man sie übel behandle, wenigstens so viel ich bemerken konnte. Man sieht der Stadt leicht an, daß sie eine Grenzfestung ist; hier ist eine Kaserne, dort ein Magazin; dort liegt eine Reihe Kanonen; hier ist ein großer Platz mit Kanonenkugeln angefüllt. Alle Augenblicke stößt man auf einen Chevalier, auf ein Ordensband. Um halb zwölf Uhr zieht man auf die Parade, welche heute aus ungefähr 400 Mann bestund, ein wenig exerzierte und sodann wieder abzog. Wir sahen daselbst den Prinzen von Zweibrücken, der in französischen Diensten steht und hier unter dem Namen Max bekannt ist[1]). Nach dem Mittagessen gingen wir zu Herr Major Meyer, an welchen sowohl als an seine Frau Gemahlin wir Empfehlungsschreiben hatten. Wir wurden höflich empfangen. Ich sage es aufrichtig, ich habe noch nicht oft eine so liebenswürdige Familie gesehen. Er begleitete uns sogleich, führte uns in die lutherische Kirche, wo das Monument des Marschalls von Sachsen steht. Es steht im Chor der Kirche. Die Figuren und Wappen sind von weißem, das Grab aber, worauf er steht, von einem schwärzlichen Marmor. Es soll ihm sehr ähnlich sehen. Eine Beschreibung davon brauche ich Dir nicht zu geben, weil es zu sehr bekannt ist. Nur das kann ich nicht übergehen, daß man 28 ganze Jahr daran gearbeitet hat und es über eine Million soll gekostet haben. In der gleichen Kirche ist auch ein dem berühmten Professor Schöpflin errichtetes Monument von Marmor, wo sein in Erz gegossener Kopf in die Wand eingelassen ist und ihm sehr ähnlich sehen soll. Auch sind in einer abgesonderten Kappelle sechs oder sieben Zinnsärge mit einbalsamirten Körpern, wovon einige oben eine Glasscheibe haben, wodurch man ihr Angesicht

[1]) Der spätere König Maximilian Joseph I. von Baiern.

sieht. Es ist aber dies in der That eine so elende und armselige Art, seine Überbleibsel vor der Fäulniß zu bewahren, daß ich nicht weiß, ob es nicht besser wäre, seine Gebeine mit anderen Menschenkindern der Mutter Erde anzuvertrauen. Sie sehen ganz schwarz und so ausgedörrt und zusammengeschrumpft aus, daß sie beinahe mit keinen Menschen mehr zu vergleichen sind. Das Herz eines desselben, eines vornehmen jungen Kurländers, der hier auf der Universität gestorben ist, ist in eine zinnerne Kapsel, die ganz die Form eines Herzens hat, eingeschlossen, und hört man es sehr vernehmlich, wenn man es schüttelt. Eine widrige Empfindung! Nachher besuchten wir einige öffentliche Spazierplätze und kehrten dann wieder mit ihm nach seinem Hause zurück. Wir wurden wieder sehr freundschaftlich empfangen. Seine Frau Gemahlin ist eine sehr geistreiche Person; auch ihre Frau Mutter, eine Dame von 75 Jahren, ist so munter und aufgeweckt, als man sich nur denken kann. Vorzüglich aber wurde ich von seinen Töchtern eingenommen, zwei Mädchen, wovon die eine 15, die andere 17 Jahre hat. Sie sind voll Geist und Witz und zugleich so bescheiden, als man von einem wohl erzogenen Frauenzimmer nur wünschen kann. Es kamen noch verschiedene andere Damen her, um einen Besuch zu machen. Hier ist es aber gar nicht wie bei uns, daß die Frauenzimmer ganze Abende zu ihren Besuchen brauchen; im Gegentheil bleiben sie nur etwa eine halbe Stunde oder eine Stunde, und so machen sie an einem Nachmittag 10, 12 und mehr Besuche. Was glaubst Du nun, was den Gegenstand des Gespräches ausmachte: nicht wahr, Spitzen, Bänder, Modereien? Weit gefehlt, diese Frauenzimmer nehmen mit dem größten Eifer Antheil an einem Gespräch über die Notablen und überhaupt über die gegenwärtige Lage von Frankreich. Sie drängten sich mit einer außerordentlichen Theilnahme um einen alten 70jährigen Herrn Mollinger, einen Freund des Hauses, herum, der ihnen einige Broschüren

vorlas, und hörten ihm mit so viel Aufmerksamkeit zu, als andere Frauenzimmer ein Romänchen angehört hätten. Es ist aber auch ganz ungemein, wie Straßburg in Bewegung ist. Es haben sich zwei Männer, ein Professor Dietrich[1]) und ein Salzmann, durch Cabalen und Ränke zu Deputirten wählen lassen wollen[2]); sie haben sich aber in ihrer Hoffnung betrogen und überdem noch das Volk sehr gegen sich aufgebracht. Fremde und Einheimische, alle nehmen an der Sache Antheil. Unser Friseur sogar und unser Lohnlakai wollten uns darüber belehren. Nun macht man Pasquillen und andere Broschüren auf die zwei angeführten Männer, die in die Häuser geworfen werden. Eine Schaar von mehr als 200, Vornehmer und Gemeiner, ist bei Nacht vor die Häuser der Gewählten gezogen: sie haben ihnen eine Musik gemacht und sie mit Blumenkränzen bekrönen wollen; doch waren sie so klug, dieses letztere von sich abzulehnen. Gegen 8 Uhr endlich kehrten wir wieder in den Gasthof zurück, wohin uns Herr Meyer aller unser Bitten ungeachtet begleitete und uns zugleich auf Morgens zum Mittagessen einlud.

* * *

Speier, den 11. April.

..... Von Lauterburg an beginnt das Land etwas bergig zu werden, und gleich außerhalb Lauterburg fängt der Bienwald an. Dieser hat wohl drei Stunden in der Länge und soll noch viel breiter sein. Ich kann Dir Genaues nichts davon sagen; denn ungeachtet ich mit der Geographie eben nicht ganz unbekannt bin, so ist es doch nicht so leicht, seinen ganzen Büsching[3]) im Kopf herum zu tragen. Gerade außerhalb Lauterburg fuhr

---

[1]) Wohl der als Opfer der Schreckenszeit 1793 hingerichtete hervorragende Straßburger Gelehrte? — [2]) In den Wahlen zu den Etats généraux. — [3]) Anton Friedrich Büsching, als Verfasser der „Neuen Erdbeschreibung" der Begründer der neueren politisch-statistischen Methode der Geographie im 18. Jahrhundert.

der Schwager mit uns aus der Chaussee heraus und durch dick und dünn bergauf und bergab durch den Wald hin. Anfangs achteten wir es nicht; zuletzt aber fing uns das Ding an sonderbar vorzukommen; wir frugen ihn, was das bedeute, und erfuhren, daß wir so nicht nach Candel, wohin uns sonst die Route geführt hätte, sondern sogleich nach Rheinzabern, welches sonst erst nach Candel gefolgt wäre, kommen würden. Wir merkten nun wohl, daß es eine Chicane gegen den Postmeister von Candel war, und daß der Schwager noch ein größeres Trinkgeld verdienen wollte. Doch hätte der Scherz uns theuer zu stehen kommen können, indem wir jeden Augenblick Gefahr liefen, umgeworfen zu werden, nebendem, daß der Wald ziemlich unsicher ist. Zu Rheinzabern sahen wir einen ganzen Haufen Kinder, die mit hölzernen Instrumenten ein Geklapper etwa wie das von den kleinen Hanfsamenmühlen machten. Wir glaubten zuerst, es wäre irgend ein Kinderspiel; als wir aber sahen, daß das Spiel ganz allgemein sei, so fragten wir einen großen jungen Burschen, was dies zu bedeuten habe. „Die Glocken sind zu Rom“ erwiderte der Laffe sehr ernsthaft. Nach fernerer Erkundigung erfuhren wir, daß man hier zu Land am Charfreitag und Samstag mit den Glocken nicht läute, dann den Kindern weis mache, dieselben seien jetzt zu Rom, und nach dem Ton dieses Geklappers in die Kirche gehe. . . . Wir durchstrichen die Stadt[1]), die sich aber noch nicht wieder ganz von der vor hundert Jahren von den Franzosen erlittenen Verwüstung erholt hat. Neben dem Dom sahen wir mehrere Leute um ein kleines Feuer stehen, in welchem sie einen starken Dampf unterhielten; auf unser Befragen erhielten wir zur Antwort, es sei der Osterbrand. Um nun nicht für Ketzer angesehen zu werden, durften wir uns ja nicht stellen, als wenn wir gar nicht wüßten, was

---

[1]) Speier.

das wäre. Aber wie groß war unser Erstaunen, als wir, bei unserer Rückkehr in den Gasthof, Friedrich den Einzigen als einen Aushängeschild, heraushängen sahen, und in der That sah es ihm so ähnlich, daß, wer nur ein einziges gutes Portrait von ihm gesehen hat, ihn sogleich erkennen muß. Wir hatten zwar wohl gewußt, daß der Gasthof Zum König von Preußen hieß; wir hatten aber die Taverne, weil es bei unserer Ankunft Nacht war, nicht bemerkt.

* * *

Frankfurt, 15. April.

..... Durch die Judengaß sollte doch gewiß jeder, der nach Frankfurt kommt, auch einmal gehen. Hier bot uns einer einen alten Mantel, dort einer einen Stock, dieser eine Uhr u. s. w. an; jener fragte, ob wir nichts zu verkaufen hätten, und so ging es durch die ganze Gasse. Es sollen über 10,000 Seelen darin wohnen. Des Nachts werden sie durch ein Thor oben und eins unten eingeschlossen. Aber ungeachtet alles dieses nebst den anderen Unterdrückungen und mancherlei Neckereien, die sie von den Christen ungestraft leiden müssen, zu geschweigen, genießt dieses arme Volk hier doch noch vorzügliche Freiheiten und erträgt alles geduldig, um etwas zu gewinnen. . . . .

* * *

Fuld, 17. April.

Daß ich statt an Dich zu schreiben, jetzt nicht mit zerbrochenen Armen, Beinen und Rippen irgend in einem Posthause liege, ist in der That ein großes Glück. Denn Du kannst Dir keine Vorstellung machen, durch was für abscheuliche Straßen wir heute gefahren sind. Bis Hanau ist der Weg noch gut; aber gleich außerhalb dieser Stadt fängt er schon an, schlechter zu werden, und wenn man endlich ins Isenburgsche kommt, so wird er ganz entsetzlich. Es geht durch das Land eines Fürsten

von Birstein, Grafen Meerholz u. s. w. Diese Herren stehen schon lange Zeit unter kaiserlicher Commission, welche das wenige, was ihnen ihre Schulden übrig lassen, noch vollends auffrißt. Nun kannst Du leicht begreifen, wie diese sauberen Regenten, die kaum für sich selbst Brot genug haben, für die Polizei und Ordnung in ihrem Lande sorgen und sorgen können, weil nun an den Straßen gar nichts verbessert wird, als was die Bauern um ihrer eigenen Bequemlichkeit willen thun. Diese begnügen sich, wie bekannt, gemeiniglich mit wenigem, und so verhält es sich auch in Ansehung der Straße. Der an sich schon schlammichte Boden wird nie mit Grien, sondern, wenns gut geht, mit einer Art zerbrechlichen thonartigen Steinen überführt, die beim ersten starken Regen in Koth aufgelöst werden. Die Straße war schon an sich ziemlich tief, und die vielen Lastwagen hatten nun so tiefe Geleise ausgefahren, daß man Gefahr lief, umzustürzen, wenn die Räder auf der einen Seite plötzlich hineinsinken sollten. Wir stiegen also lieber aus und ließen den Wagen hinten nach fahren. Eine Weile ging es gut; aber mit einmal sank der Wagen auf der linken Seite über einen Fuß tief in ein Geleise hinein. Nun war guter Rath theuer; doch brachten wir ihn endlich mit Hülfe eines Bürgers von Gelnhausen, dem wir in Hanau erlaubt hatten, sich auf den Kutscherbock zu setzen, wieder hinaus. Dieser tröstete uns, es werde schon besser gehen, wenn wir einmal im Gelnhausenschen seien, u. s. w. Durch sein Zureden bewogen, setzten wir endlich uns wieder hinein, und so ging es wieder erträglich bis ungefähr eine Viertelstunde vor Gelnhausen; aber mit einmal purr — — das vordere linke Rad war beinahe ganz in einen Kothpfuhl gesunken und das Pferd lag auf der Seite. War das erste Abenteuer groß gewesen, so war das noch größer; doch rettete uns endlich freilich das Glück auch aus dieser Noth. Gelnhausen ist eines der garstigsten Nester, die ich mein Leben-

lang gesehen. Die Stadtmauern auf der Seite, wo wir hineinfuhren, formierten abgebrannte und niedergerissene Häuser. Die Straßen sind so enge, daß ich neugierig bin, zu wissen, was man anfangen würde, wenn an mehreren Orten zwei Wagen aufeinander stießen, oder ob in den Annalen der Stadt ein Beispiel davon zu finden sei; kurz hätten wir nicht beim Herausfahren aus diesem zu seiner eigenen Schande nicht gar kleinen Nest ein französisch gekleidetes Frauenzimmer aus einem erträglichen Hause herausschauen gesehen, wir hätten uns in Kamtschatka versetzt geglaubt. Jetzt dauerte der schlechte Weg noch etwa eine Stunde. Im Fuldischen aber bekamen wir Chaussee, die sich aber der Herr Bischof[1]) gut bezahlen läßt; doch bezahlt man sie immer so noch gerne. Aber im Isenburgischen ist es ärgerlich, wo man, ungeachtet des abscheulichen Weges, dennoch unter allen Namen Pflasterzehnten, Chausseegeld und, was weiß ich, alles bezahlen muß. Das Fuldische ist das bergichste Land, das wir, seitdem wir die Schweiz verließen, zu Gesicht bekommen; es geht beständig durch enge Thäler hindurch, die aber doch meistens noch nicht übel bewohnt sind. Die Gegend um Fuld herum, auf der Seite wo wir herkamen, ist wirklich sehr reizend. Zwischen der letzten Poststation und hier liegt ein ziemlich hoher, waldichter Berg. Wie wir aus dem Holz herauskamen, zeigte sich uns eines der angenehmsten Thäler, das ich noch gesehen habe. Fuld, acht bis zwölf Dörfer, einige fürstliche Schlösser liegen hier vor deinen Augen; hin und wieder erhebt sich ein Hügel, auf dem eine Kirche, dort einer auf welchem ein Schloß steht; von beiden Seiten ist das Thal mit hohen Bergen umgeben, und eben vergoldete die sinkende Sonne noch mit ihren letzten Strahlen die noch beschneiten Gipfel einiger

---

[1]) Der geistliche Reichsfürst von Fulda trug seit 1752 durch Erhebung von der Abtwürde den Bischofstitel.

höheren Berge im Südost [1]). Doch dieses reizende Schauspiel dauerte nicht lange; so wie wir den Berg herabstiegen, theilten die erwähnten Hügel das Hauptthal wieder in mehrere Thäler und entrissen uns so das mannigfaltige, das am meisten Eindruck macht. Bei unserer Ankunft war es bereits Nacht, und jetzt sind wir in einem Wirthshaus ungefähr so, wie die mittelmäßigen Bauernwirthshäuser bei uns sind, das man aber doch den besten Gasthof in Fuld nennt.

* * *

Erfurt, 19. April.

Der Theil des Fuldischen Gebiets, den wir gestern noch durchstrichen, ist zwar nicht so schön und auch minder bevölkert, aber doch nicht so schlimm, als man sich das Fuldische gemeiniglich vorstellt. Auch kann ich nicht sagen, die Menge verdächtigen Gesindels und Bettelpacks angetroffen zu haben, wie man gewöhnlich sagt. Hin und wider sahen wir auch Bettler, aber doch lange nicht so viele, wie an manchen anderen Orten. Bei diesem Anlaß fällt mir ein komischer Auftritt ein. Zwischen Salmünster und Neuhof liefen drei Jungens mit lautem Geschrei neben unserem Wagen her, welches uns um so mehr mißfiel, weil sonst in diesen Gegenden die Kinder meistens ganz leise und nur so zwischen den Zähnen murmelnd um Almosen bitten. Ich merkte wohl, daß sie bettelten, konnte aber gleichwohl kein Wort verstehen. Ich rief dem Schwager zu, halt zu machen, und sagte: Was sagt ihr denn, meine Kinder; sogleich fingen sie alle wieder an zu schreien, bis ich ihnen befahl, daß einer allein reden sollte. Nun verstanden wir endlich mit großem Erstaunen folgende Formel, die sie mit großer Schnelligkeit halb singend hersagten:

Ich thu euch alles Liebe
ich thu euch alles Guts
Ich wünsch euch zur Genüge,
bis daß ihr sterben mußt.

---

[1]) Die von Fulda sichtbare Hohe Rhön.

Ohne eben zu wissen, was uns die Fuldischen Bettelbuben schon Liebes und Gutes gethan, begnügten wir uns mit den Wünschen und gaben jedem einen Kreuzer. Vermutlich waren sie mit unserer Freigiebigkeit wohl zufrieden; denn sie liefen uns noch eine Ecke weit unter den nämlichen Segenswünschen nach.

Die Chaussee im Fuldischen kostet gewiß sehr viel zu unterhalten, indem sie oft durch ein leimichtes, sumpfichtes Gelände durchgeht. Beinahe alle 500 bis 600 Schritte trafen wir ein paar Leute an, die in kleinen aus Stroh oder Rohr geflochtenen oder auch bretternen Häuschen saßen, die bloß dazu dienten, sie vor der Sonne zu schützen, und Steine auf die Chaussee klein schlugen. Mit dem Hessischen hatte aber auch diese Chaussee ein Ende, und von Bach — so heißt der erste hessische Ort — bis Berka ist der Weg wieder so abscheulich als jemals; wir gingen den größten Theil zu Fuß und mußten sehr oft gerade über die Äcker wegfahren, indem die Straße bereits an mehreren Orten völlig unbrauchbar geworden ist. Dieses nebst der schönen Mode, die hier an mehreren Orten herrscht, daß nämlich die Postmeister wenige und oft gar keine eigenen Pferde halten, sondern erst eine Stunde lang zu ihrem Anspannen herumsenden müssen, um welche haben zu können, machte, daß die Nacht einbrach, als wir Berka kaum verlassen hatten. Ungefähr in drei Viertelstunden kamen wir an einen Berg, von dem uns der Schwager schon im Voraus erzählte, wir würden nun an den größten Berg kommen, über den die Route von Frankfurt nach Leipzig führe (im Vorbeigang gesagt, man sah uns hier meistens für Kaufleute an, die nach Leipzig auf die Messe gingen). Oben auf dem Berg setzten wir uns wieder in den Wagen, und Morpheus schickte uns eine reiche Dosis seiner Kraft zu, die uns unsere Augenlieder so fest zuschloß, daß wir, ohne zu wissen wie, in Eisenach ankamen. Sanft schliefen wir noch, als eine heisere Stimme uns anredete: „Ihren werthen Namen“ (dieses

war an allen Orten, wo wir noch durchkamen, die Formel, und meistens wurde noch Charakter beigefügt): „Wyß [1]) und Meyer von Knonau“ war meine Antwort. „Wyß und Major von Grünau“ repetirte die Stimme. „Ja“, versetzte ich. „Nun so fahren Sie in Gottes Namen weiter“. Es schlug eben 11, wie wir im Gasthof zum Rautenkranz ankamen. Daß wir ein Bischen geschlafen haben, kannst Du Dir leicht vorstellen, und am Morgen bei unserem Erwachen fanden wir uns auf einem recht schönen Platz und in einer schön gebauten Stadt und in einem guten Gasthof, welches wir gestern zu bemerken zu lahm gewesen waren. Dieses ist aber auch alles, was ich Dir von diesem Ort sagen kann, indem wir frühe wieder verreisten.

Ungefähr auf der Mitte des Weges zwischen Eisenach und Gotha sahen wir die Salzmann'sche Erziehungsanstalt Schnepfenthal in einer Entfernung von 1½ bis 2 Stunden rechts liegen. So viel man von ferne sehen kann, scheint es ein sehr großes Gebäude zu sein. Auch die Lage muß viel Angenehmes haben; es liegt zwischen zwei angenehmen Hügeln, und hinterher erhebt sich das Gebirge, dessen entferntere Gipfel noch mit Schnee bedeckt sind [2]).

So wie wir uns Sachsen näherten, bemerkten wir eine Mode, daß nämlich die gemeinen Weibspersonen eine Art gefärbte Mäntel tragen, ungefähr wie bei uns die Frauenzimmer Mantillen; aber hier sahen wir unweit Gotha in einem Dorfe die Weiber in langen, bunten Mänteln völlig so, wie sie bei uns die Männer tragen, aus der Kirche kommen. Doch dies war noch nichts in Vergleichung mit dem Erstaunen, das wir empfanden, als wir in Gotha die Frauenzimmer in eigentlichen blauen tuchenen Mänteln mit goldenen Tressen, ungeachtet die

---

[1]) Salomon, jüngerer Sohn des 1795 erwählten Bürgermeisters David von Wyß. — [2]) Der Thüringerwald.

Sonne sehr heiß schien, spazieren sahen. Hier dauerte es beinahe drei Stunden, ehe wir Pferde haben konnten, binnen welcher Zeit wir die Stadt ein wenig durchstrichen. Sie scheint von weitem schöner als in der Nähe, und zwar besonders das Schloß, welches, seine beiden Flügel abgerechnet, ein zwar großes, aber geschmackloses klostermäßiges Gebäude ist. Sonst sahen wir wenig merkwürdiges, und das außerordentlichste, das uns begegnete, war wohl das, daß der Schurke von Wirth 8 Groschen für zwei Glas Bier und ein wenig Brod fordern durfte.

Endlich sind wir diesen Abend um 7 Uhr hier angekommen. Die Stadt hat viele schöne Häuser, und vorzüglich zeichnet sich auch der hiesige Gasthof zum Römischen Kaiser, wo wir logieren, sehr gut aus. Doch scheint mir die Stadt etwas leer zu sein. Auch ist die hiesige Universität gar nicht zahlreich, indem kaum 80 Studenten hier sein sollen.

* * *

Weimar, 20. April.

Nun sind wir in der Stadt angekommen, die, ohne Universität zu sein, so viele große Männer in sich schließt und die durch das Modejournal zugleich über die Köpfe und den übrigen Putz der Töchter Deutschlands, sowie auch über einen großen Theil seiner Herren Söhne eine große Herrschaft hat. Ich habe meinen Brief an Wieland schon hingesandt, und wir sind auf 11 Uhr gerufen. Nun gehen wir noch ein wenig spazieren und dann zu ihm: ich bin sehr neugierig, ihn zu sehen, und werde Dir schreiben, wie ich ihn gefunden habe.

1 Uhr.

Ich habe ihn gesehen und gesprochen den großen Mann, der 5 Jahre in unserer Vaterstadt lebte, und der der Meinigen Freund war [1]). Er erkannte mich sogleich von meinem Vater

[1]) Vergl. in den „Lebenserinnerungen" (S. 25—27), sowie „Aus einer zürcherischen Familienchronik" (S. 78—81), daß Wieland von 1755

her, den er doch 31 Jahre lang nicht mehr gesehen hatte. Wir waren eine ganze Stunde lang bei ihm; er fragte uns um alles, was ihn in unserer Stadt interessirte; er kannte seine Leute und wußte alles noch so gut, daß wir mit Recht darüber erstaunen mußten. Ungern verließen wir ihn und hätten es noch auch nicht gethan, wenn wir nicht gefürchtet hätten, ihn vom Essen abzuhalten.

9 Uhr.

Diesen Nachmittag gingen wir in das sogenannte Belvedere, ein herzogliches Lustschloß ungefähr eine starke halbe Stunde von der Stadt auf einem Hügel, wohin von der Stadt weg eine beständige Allee führt. Es ist ein sehr zierlicher Aufenthalt. Wenn man den Hügel hinansteigt, so liegt zu beiden Seiten des Wegs ein Buchwäldchen, oben daran das Schloß nebst verschiedenen Nebengebäuden. Besonders verdient die Orangerie bemerkt zu werden, die aus ungefähr 1000 Stämmen bestehen soll, wovon einige so dick wie ich und bis 15 Fuß hoch sind. Hinter dem Schloß ist ein Park, worin ungefähr 20 Stück Hirsche, Rehe und Damhirsche sich aufhalten, die wir auch größtentheils sahen. Wäre ich der Herzog von Weimar, so brächte ich den Sommer hier zu oder wenigstens einen großen Theil desselben, und dies that auch der letzte Herzog. Wenn hingegen der jetzige etwa zuweilen hier ein paar Stunden herkommt, so ist es alles. Auch wird er nicht sehr wohl unterhalten, und vermuthlich besonders die Gärten und der Park, wenn die Gesinnungen des Herzogs sich nicht ändern, nach und nach eingehen. Überhaupt aber ist der Herzog nicht oft hier; sondern er steckt immer bei seinem Regiment in Aschersleben und gefällt sich besser, preussischer General als Herzog von Weimar zu sein[1]). Die Stadt

bis 1759 Hauslehrer des Vaters des Briefschreibers, in der Familie des Constanzer Amtmanns Hans Georg Grebel, gewesen war.

[1]) Karl August, Göthe's Freund, seit 1775 Herzog durch die Mündigkeitserklärung.

hat verschiedene schöne Promenaden und gefällt mir überhaupt unter den bisher gesehenen sächsischen Städten nicht so fast zwar um ihrer selbst, sondern um ihrer Lage willen, am besten.

* * *

Merseburg, d. 21.

Wir sind bald am Ziel unserer Reise, und morgen wird meine Neugierde befriedigt werden, die ganz natürlich nicht wenig sein kann, weil ein Jahr in unserem Alter, je nachdem es dunkel oder heiter ist, auf unser ganzes Leben einen Einfluß haben kann. Wir verreisten heute erst um 8 Uhr von Weimar, und wären wir dafür um 4 oder 5 verreist, so würden wir jetzt in Halle sein. Doch die seltsame Posteinrichtung zu Weimar war daran Schuld. Ehemals gehörte die Post auch zum Gasthof beim Erbprinzen; jetzt aber ist sie davon getrennt. Doch hat der Wirt auch das Recht, Fremde, wenn sie 24 Stunden in seinem Gasthof gewesen sind, weiter zu fahren, aber nicht eher. Weil wir nun gestern erst um 8 Uhr angekommen waren, so konnte er uns heute nicht eher Pferde geben. Diese zu nehmen, bewog uns aber theils seine Beredtsamkeit, mit der er uns versicherte, daß es unmöglich sein würde, in einem Tag nach Halle zu kommen, theils weil er uns in billigerem Preis führte, als der Postmeister würde gethan haben, theis auch weil wir befürchteten, unsere Halsstarrigkeit nachher in der Zeche bezahlen zu müssen. Unsere heutige Reise führte uns durch angenehme Gegenden; besonders war uns der Anblick von Weinreben, die wir nahe bei Naumburg sahen, unerwartet. Auch sahen wir zwischen Auerstätt und Naumburg das neu angelegte sächsische Salzwerk[1]), das dem Hallischen großen Schaden thun soll. In Naumburg mußten wir über zwei Stunden auf Pferde warten, und gleich von der Stadt weg war die Straße so überschwemmt, daß wir

[1]) Kösen, erst durch die Abtrennung im Jahre 1815 an Preußen angeschlossen.

über acht Minuten lang beinahe zwei Fuß im Wasser fahren mußten.

* * *

Halle, d. 22. April.

Endlich sind wir im Hafen angekommen. Wir sahen die Stadt schon auf drei Stunden weit, besonders ihre grünen Thürme, die eigentlich mit Kupfer bedeckt sind, welches aber die hiesige Luft nach und nach ganz grün gefärbt hat. Man ist hier unter den Porten sehr militärisch: zwei Male mußten wir unseren Namen angeben; auch begleitete uns ein Visiteur in den Gasthof, der sich aber doch mit ein paar Groschen zufrieden stellen ließ. Nach dem Mittagessen besuchten wir den Herrn Eberhard [1]), der sowol als seine Frau Gemahlin uns mit sehr viel Höflichkeiten empfieng. Er ist nur gar zu höflich, als daß wir glauben könnten, daß es in die Länge so fortdauern werde. Er führte uns in das berühmte hiesige Waisenhaus, das Dir gewiß auch wohl bekannt ist, und hierauf in unser zukünftiges Logis, wo wir morgen einziehen werden. Es liegt in einer lebhaften und doch nicht gar zu geräuschvollen Straße, welche die kleine Steinstraße heißt. Wir haben zwei Zimmer, ein großes und ein kleines, wovon das erste auf die Straße, das letztere aber auf den Hof geht.

* * *

[Von da an folgen in dem Bande tagebuchartige kurze Notizen über den bis zum 9. April 1790 sich erstreckenden Studienaufenthalt in Halle.]

* * *

Coswig, 10. April 1700.

. . . . . Um 6 1/2 Uhr fuhren wir von Halle weg, und weil unser Wagen nur zweisitzig ist, so mußte immer einer

[1]) Über Professor Eberhard, den Philosophen, bei dem die beiden Zürcher den Mittagstisch hatten, vgl. „Lebenserinnerungen" (S. 50 und 51).

beim Kutscher auf dem Bock sitzen. Wir hatten mit einem Mietskutscher accordirt, der uns um 28 Thaler mit zwei Pferden nach Berlin fährt. Wir kamen durch Zörbig, ein mittelmäßiges sächsisches Landstädtchen, und bald nachdem wir dieses verlassen hatten, kamen wir ins Dessauische. Die erste Meile sieht man nichts als Wald; endlich trifft man ein Dorf mitten in demselben an, und gleich darauf geht der Wald wieder an. Wir sahen in demselben verschiedene Rudel Hirsche von 10 bis 12 Stück. Beim Ausgang aus dem Wald steht ein fürstliches Jagdschloß, das eine gothische Kirche vorstellen soll und nicht übel ins Auge fällt. Je mehr man sich Dessau nähert, je mehr nimmt auch der Sand überhand. Man sieht beinahe keine Spur von Cultur und trifft nichts an als kleine Tannen und Fichten, die, so gut möglich, zu einem Spaziergang und seinsollenden englischen Garten eingerichtet sind. Hart an der Stadt ist der Sand wie an dem Ufer eines Sees. In Dessau stiegen wir beim Ring ab und spazierten nach dem Mittagessen noch ein wenig in der Stadt herum, die sehr regelmäßig gebaut ist. Wir sahen auch das Philanthropin[1]) von außen. Ungefähr um 2 Uhr fuhren wir nach Wörlitz. Die Straße dahin ist sehr gut für die hiesige Gegend, nur schade, daß sie zu schmal ist; denn an vielen Orten könnten zwei Wagen sich nicht ausweichen. In einiger Entfernung sieht man ein fürstliches Lustschloß. Überhaupt muß ich gestehen, so lange wir im Dessauischen waren, sahen wir wohl daß hier der Fürst[2]) wohne; aber außer der Stadt und den Dörfern findet man wenige Spuren von Aufenthalt anderer Menschen. Alles Land scheint zu Parks, Alleen und Gärten bestimmt zu sein. Der Garten in Wörlitz, den wir nur ganz kurz besehen konnten, ist sehr geschmackvoll. Wir sahen hier die ersten Frostableiter,

---

[1]) Das damals vielgenannte „Philanthropinische Erziehungsinstitut" des Pädagogen Basedow. — [2]) Leopold Friedrich Franz, der u. a. eben den Schloßpark von Wörlitz schuf.

die in Bastseide bestehen, die durch die Zweige des Baumes geschlungen ist und mit dem anderen Theil in einem Gefäß mit Wasser steht. Man rühmt ihre Wirkung sehr. — Von hier fuhren wir noch bis hier, wo eine Fähre über die Elbe geht. Wir stiegen beim Stern ab. Der Ort ist ein ordentliches Landstädtchen, ungefähr wie Zörbig.

d. 11. April.

Morgens um 6 Uhr fuhren wir bei starkem Regen von Coswig weg, so daß keiner auf dem Kutschbock sitzen konnte und wir alle gedrängt beisammen im Wagen saßen. Wir kamen meist durch sehr öde Gegenden. In Boßdorf, dem ersten preußischen Dorf, war es uns noch zu früh, zu Mittag zu speisen; wir fuhren also noch eine Meile weiter. Weil aber die Pferde sehr müde wurden, so mußten wir in Lobbesse, einem kleinen Dorf, liegen bleiben, wo wir in der Schenke nichts und beim Schulzen Eier haben konnten. Nachmittags kamen wir nach Treuenbrietzen, wo sechs Compagnien preußische Truppen liegen. Von hier bis Berlin ist die Straße abscheulich. Wir waren des Morgens schon durch einöde und sandichte Gegenden gekommen; allein es war noch keine Vergleichung gegen jetzt. Ungeachtet es des Morgens stark geregnet hatte, fuhren wir doch beständig stets 1/2 Fuß im Sand, und stundenlang sahen wir auf beiden Seiten, so weit das Auge reichte, nichts wie Sand. Bis Beelitz trafen wir zwei einzige Dörfer an, ungeachtet wir fünf Stunden fuhren. Der Fuhrmann gab bereits alle Hoffnung auf und glaubte, wir wären verirrt, als wir endlich um 9 1/2 Uhr hier ankamen. Beelitz ist auch ein mittelmäßiges Landstädtchen mit hübschen breiten Straßen. In allen diesen Städtchen, wo wir bisher durchkamen, sind die Häuser gewöhnlich zwei und höchstens drei Stockwerk hoch.

* * *

Berlin, d. 12. April.

Endlich sind wir nach unserer Wanderschaft durch diese Wüsteneien hier angekommen; doch ehe ich Dir etwas von dieser Stadt schreibe, will ich noch die Erzählung von unserer Reise bis hieher zu Ende bringen, die aber auch sehr einförmig und der gestrigen beinahe ganz ähnlich ist. Wir fuhren wieder durch Wüsteneien, wie gestern, und aßen in einer jämmerlichen Dorfschenke zu Mittag, wo die Stube voll Bettler und Polenkinder lag, so daß wir draußen stehend das harte Brod und die Eier verzehrten, die man uns geben konnte. Der Sand geht hier bis an die Stadt Berlin, und wenn man nicht die Thürme sehen würde, so würde man auf eine halbe Stunde kaum eine mittelmäßige, zu geschweigen eine Hauptstadt erwarten. Heute und gestern waren wir wegen des entsetzlichen Sandes viel zu Fuße gegangen. — Weil wir auf unserer Reise nach Holland doch durch Potsdam kommen, so nahmen wir heute den Weg über Sarmund und kamen also hier zum Hallischen Thor hinein. — Wir fuhren über eine halbe Stunde durch die Stadt, ehe wir nur auf den Packhof kamen. Hier mußten wir unseren Wagen und Koffer lassen, die wir erst morgen werden haben können; nur das Nachtzeug ließ man uns verabfolgen. Diese außerordentliche Strenge im Visitiren ist seit dem letzten Herbst so groß geworden, wo ein gewisser Kriegsrath von Taubenheim einen Posten von 3000 Thaler und ein Haus vom König [1]) geschenkt bekommen hatte, das über 30,000 Thaler kostete. Von der Schönheit und Regelmäßigkeit der Stadt brauche ich Dir nichts zu sagen; so viel als ich bis jetzt zu sagen im Stand bin, weißt Du schon aus jeder Beschreibung. Wir haben unser Logis beim König von England genommen, wo wir für zwei Zimmer und ein Vorzimmer mit Bedienung täglich 1 Thaler bezahlen. Der Wirth Blume

[1]) Friedrich Wilhelm II., 1786 Nachfolger Friedrichs des Großen.

ist ein großer Patriot und äußerst gesprächig; auch der Kellner, der uns aufwartet, giebt ihm in diesem Stücke nichts nach.

* * *

Berlin, d. 13. April.

Diesen ganzen Morgen beinahe hatten wir genug zu thun uns einzurichten. Wir mußten den Wagen mit der Wache im Packhof und die Koffer auf der Post abholen. An beiden Orten war das Visitiren ungewöhnlich strenge und weit genauer, als wir es noch nirgends gefunden hatten; gleichwohl war auch am letzten Ort ein Biergeld von einigen Groschen nicht ohne Wirkung, indem man uns die Koffer nicht so genau durchwühlte, wie auf dem Packhof. Auf dem letzteren ist die Ordnung besonders ungemein groß. Ungeachtet eine ungeheure Menge von Koffern und Kisten daliegt, so sind alle aufs genaueste aufgezeichnet; man wird von einem Büreau und von einem Kriegsrath zum anderen gewiesen, und aller Orten wird alles aufs genaueste aufgezeichnet und notirt . . . . .

d. 16. April.

Gestern hatte uns Escher[1]) vorgeschlagen zu reiten, die Manoeuvre des Regiments der gens d'armes anzusehen, die vor dem Hallischen Thor geschehen. Wir gingen um 9 Uhr zu ihm nach seinem Gasthof, wohin er uns Pferde bestellt hatte. Wir hatten ungefähr 1/2 Stunde zu reiten, bis wir an der Stelle waren. Das Regiment trägt weiße Collets mit rothen Revers, und besteht meist aus sehr schönen Leuten. — Weil die Reiterexercitien sehr rasch zugehen und sie sich nicht im geringsten

[1]) Dieser zürcherische Landsmann hielt sich zur Zeit in Berlin auf. Es heißt von ihm an einer Stelle, man wolle sich vor ihm ein bischen in acht nehmen: „Eben in den glänzendsten Umständen scheint er nicht zu sein, wenn er auch sehr viel von seinen glänzenden Aussichten erzählte, königlicher Lecteur, dritter Gouverneur des jüngsten Prinzen zu werden. Wir ließen es eben dahingestellt sein". Siehe „Lebenserinnerungen", S. 55.

danach kehren, ob jemand fällt, oder nicht, sondern über alles wegreiten, so ist die größte Vorsicht für die Zuschauer nöthig. Wir nahmen uns daher als höchst mittelmäßige Reiter so sehr als möglich in Acht, und Escher selbst, der wohl sah, welches Geistes Kinder wir waren, schonte uns auch, so viel ihm möglich war. Weil man aber doch nie weiß, wie und wo hinaus die Schwenkungen gehen, muß man sich bisweilen flüchten, so schnell man kann, wo wir dann oft höchst abenteuerliche Rollen spielten. Einmal verlor Rahn seinen Hut: weil wir anderen immer fortgaloppirten und sein Pferd für gut fand, seine Kameraden nicht zu verlassen, ritt er mit verhängtem Zügel und mit dem größten Anstand mit seinem bloßen Kopf noch ungefähr 6—700 Schritte weiter, nur daß er, so viel ihm seine bedrängten Umstände erlaubten, dem Hut ein oder zwei wehmütige Blicke zuwarf. In der nämlichen Zeit hatte ich beide Steigbügel verloren, und nichts als der Sattelknopf konnte mich vor einem schweren Fall schützen, den Wyß wenige Minuten nachher mit der möglichsten Grace über des Pferdes Kopf verrichtete. Diese Prüfungen abgerechnet, amüsirten wir uns sehr gut und kamen etwa um 12 Uhr wieder in die Stadt zurück. Kaum waren wir in unserem Gasthof, so machte uns Herr Geheimrath Leuchsenring [1]) einen Besuch. Er blieb über eine halbe Stunde bei uns, und wir unterhielten uns sehr gut, ungeachtet er viel Chimärisches in seiner Vorstellung hat. Er trägt sich mit Hoffnungen über einen künftigen allgemeinen Frieden, Abdankung der stehenden Heere, u. s. w. — Nach Tische machten wir einen Besuch beim Buchhändler Nicolai [2]), an den wir empfohlen waren. Wir blieben

---

[1]) Der vieltätige und vieldeutige Phantast Franz Michael Leuchsenring, der 1785 Berlin verlassen hatte, jetzt aber wieder dorthin zurückgekehrt war. — [2]) Der bekannte Buchhändler, Verleger, Schriftsteller Christoph Friedrich Nicolai, der sich in seiner Streitsucht auch an Lavater rieb.

wohl eine Stunde bei ihm; er sprach viel mit uns von Lavater und bat uns noch künftigen Sonntag zum Abendessen. . . . .

* * *

Berlin, d. 17. April.

Nach 10 Uhr gingen Wyß und ich zu Herrn Bibliothekar Biester[1]). Dieser ist ein munterer kleiner Mann und sehr geistreich. Wir unterhielten uns anfangs über gleichgültige Dinge; aber sehr bald kamen wir auf Lavater, und dies war wieder ein Gegenstand, der ihn ganz beschäftigte, wie gestern Nicolai. Er wohnt gleichsam mitten in der Bibliothek, in die man von seinem Flur durch eine Glasthüre hineinsehen kann; allein weil sie eben revidirt wird und die Bücher in der größten Unordnung auf der Erde lagen, so entschuldigte er sich, sie uns zu zeigen. Nach Tische besuchten wir den berühmten Kupferstecher Chodowiecki, den wir aber nicht wohl fanden. Er war diesen Winter krank gewesen nnd hatte sich Blasenpflaster auf die Beine legen lassen, die aber so stark wirkten, daß er den ganzen Tag auf einem Art Sopha sitzend zubringen muß, wo er aber doch arbeitet. Er unterhielt sich sehr freundschaftlich mit uns, entließ uns aber, ohne uns etwas von seinen Arbeiten zu zeigen[2]). . . . . Man spielte diesen Abend in der Comödie den „Bürgermeister", vom Grafen von Brühl[3]). Ein Stück, das mir im Ganzen nicht gefiel, ungeachtet viele einzelne Stellen darin vortrefflich sein mögen, auch die Schauspieler gut spielten. Die Szene ist in einer großen Reichsstadt. Ein daselbst auf Werbung liegender Offizier will, mit Einwilligung und Vorschub der Bürgermeisterin, des Bürgermeisters Tochter entführen.

---

[1]) Johann Erich Biester, der äußerst vielseitige Gelehrte, war 1784 durch Friedrich den Großen zum Bibliothekar ernannt worden. — [2]) Der hervorragende Maler und Kupferstecher war damals 63 Jahre alt. — [3]) Der 1793 verstorbene Graf Alois Friedrich von Brühl, ältester Sohn des berüchtigten sächsischen Ministers, Nachbildner französischer Stücke.

Der Bürgermeister entdeckt den Anschlag, hält ihn dem Offizier vor; dieser bereut seinen Fehler, und der Bürgermeister giebt ihm seine Tochter. Zugleich entdeckt er in einem alten verwundeten Soldaten seinen Bruder. Als eine höchst lächerliche Person kommt besonders der Stadtschreiber vor. Im ganzen genommen werden die Reichsstädte und überhaupt die kleinen Republiken darin sehr lächerlich gemacht, wovon dann manches auf den Bürgermeister zurückfällt, und da dieser eine respektable Rolle spielen sollte, so stimmt das mit dem Zwecke des Stückes gar nicht gut zusammen. Es scheint, als wäre das Stück darauf angelegt, die unterdrückten Einwohner eines beinahe despotischen Reiches, auch andere Unlustige zu trösten. Gleich im ersten Auftritte jagt ein Soldat des Werbeoffiziers 9 Stadtsoldaten, die ihn arretiren wollten, in die Flucht. . . . . .

* * *

Berlin, 18. April.

. . . . . Nachher gingen Wyß und ich zu Herrn Geheimrath Leuchsenring. Wir blieben wieder beinahe eine Stunde dort. Er war auch diesmal sehr freundschaftlich. Ich vermuthe aber doch, daß wir nicht viel werden von ihm zu erwarten haben. Er versichert uns immer, wir haben über ihn zu disponiren; allein Du kannst Dir leicht vorstellen, daß wir nicht zu ihm sagen können: Gehe mit uns da und dahin. . . . . Du kannst nicht glauben, wie verschieden die Urtheile sind, die hier über alles gefällt werden. Einige Leute rühmen den König sehr und behaupten, daß er sich allerdings der Geschäfte annehme; andere hingegen, und in der That, wie ich glaube, die einsichtsvollen, machen weniger oder nichts aus ihm. — Alle vereinigen sich darin, daß er, falls es zum Krieg kommen sollte[1]), mit zu

[1]) Die in Joseph's II. (gestorben 20. Februar 1790) letzter Zeit bestehende Spannung gegenüber dem Wiener Hofe dauerte auch nach Leopold's II. Succession noch einige Zeit weiter.

Felde gehen würde; auch rühmt man ihm das nach, daß er seine militärischen Pflichten mit der strengsten Genauigkeit erfüllt. Dies rühmt man auch vom Kronprinzen und den anderen Prinzen, ausgenommen vom Prinzen Heinrich[1]), der sein Regiment seit vielen Jahren nur nicht gesehen haben soll, so wie überhaupt viele Leute behaupten, daß er all seinen im siebenjährigen Krieg erlangten Ruhm seinen beiden Generaladjutanten zu danken gehabt habe. Vom König ist es gewiß, daß er sehr hitzig ist und oft den Stock nicht sparen soll. Eine Probe davon ist die ungeheure Schnelligkeit, mit der er reist. Ungeachtet die Wege so sandicht sind, so macht er immer eine Meile in 13 Minuten bis eine Viertelstunde. Alle Meilen wird umgewechselt, und wenn ein Pferd liegen bleibt, so wird es mit ein, zwei, drei Louisd'or bezahlt. Dabei sitzt der König beständig keuchend in seinem Wagen. Über die Galanterien der königlichen Familie spricht man ziemlich frei[2]).

* * *

Berlin, d. 19. April.

. . . . . Nachmittags besuchten Wyß und ich Herrn Professor Spalding, zweiten Sohn des Herrn Probsts, der uns zu seinem Vater führte[3]). Dieser ehrwürdige Greis, der in seinem hohen Alter sich jetzt von seinen Berufsgeschäften zurückgezogen hat,

---

[1]) Prinz Heinrich, Friedrichs des Großen Bruder. Der Kronprinz ist der nachherige König Friedrich Wilhelm III. — [2]) Schon in einem früheren Briefe steht: „Im Hinausgehen aus der Comedie sahen wir die Madame Riz (die als „Gräfin Lichtenau" erhobene Maitresse Wilhelmine Enke) und auch die Gräfin Matusca, beide Favoriten des Königs; die erste schien mir aber nicht sonderlich schön". — [3]) Propst Johann Joachim Spalding war 1763, als er in Barth in Pommern als Pastor und Präpositus wirkte, von Lavater besucht worden (vgl. die „Denkschrift auf Lavater", S. 164 ff., samt dem Totalbild des Buches, das Lavater, Heß und Füßli an Spaldings Familientisch zeigt). Der Sohn Georg Ludwig, Philologe und Schulmann, war Professor am Gymnasium im Grauen Kloster in Berlin.

fühlt zwar wohl, daß er nicht mehr der ist, der er vor 40 Jahren war; nichtsdestoweniger ist er noch ziemlich bei Kräften. Er unterhielt sich mit uns meist über Lavatern und Hottingern[1]), urtheilte über den ersteren sehr richtig und ließ dem letzteren alle Gerechtigkeit widerfahren; auch machte er uns ein Compliment über die Gelehrten, die Zürich hervorgebracht hat. . . . .

Um 1/2 7 gingen wir zu Nicolai, der uns, den Ungarn, der gestern mit uns zu Abend aß, und noch einen Fremden in einen Club führte, der im Englischen Haus zusammenkommt. Hier trafen wir neben anderen auch Gedike[2]), Teller[3]), Gerhard[4]), u. s. w., an. Man sprach über verschiedene Sachen und um 8 1/2 setzte man sich zu Tische, wo man unter mancherlei Gesprächen beisammen saß und ungefähr um 10 Uhr nach Hause ging. Man sprach über verschiedene Gegenstände, wo Prinz Heinrich nicht sehr gewann[5]). Auch kam man auf die interessanten Punkte, wo Zimmermann[6]) die Entfernung Friedrichs II. vom Frauenzimmer erklären will; allein er hatte wenige Anhänger, und Nicolai versicherte, er wisse gewiß, daß der König 1748 noch mit Frauenzimmern zu thun gehabt habe. Auch sprach man von der entsetzlichen Holzconsumation in Berlin, und ein Mitglied der Gesellschaft versicherte, daß er, ungeachtet seine Fa-

---

[1]) Der Philologe und Schulmann Johann Jakob Hottinger, der 1775 Lavater heftig angegriffen hatte. — [2]) Der ausgezeichnete Schulmann Friedrich Gedike, der das von ihm geleitete Friedrichswerder'sche Gymnasium zur besuchtesten Anstalt Berlins erhob. — [3]) Wilhelm Abraham Teller, Oberkonsistorialrat und Propst zu Cölln an der Spree, eifriger Aufklärungstheologe. — [4]) Wohl der Mineralog Karl Abraham Gerhard, in hoher Stellung als geheimer Bergrat und in anderweitigen Funktionen in Berlin. — [5]) Bezeichnenderweise hat augenscheinlich die gegen den königlichen Bruder so arg medisierende Art der den Prinzen Heinrich umgebenden Kreise in Berlin berechtigten Widerspruch gefunden. — [6]) Der aus Brugg stammende Arzt und Popularphilosoph Johann Georg Zimmermann, der eben 1790 wieder auf seine früheren Schriften über den König „Fragmente über Friedrich den Großen" folgen ließ.

milie nicht groß sei, doch auf 100 Thaler Brennmaterialien brauche. Der nämliche erzählte auch von der Mühe, die der verstorbene König sich gegeben, den Gebrauch der Steinkohlen allgemeiner zu machen, wie er Prämien darauf gesetzt, den Leuten selbst Back- und Brennöfen habe bauen lassen, u. s. w. Von Nicolai war ich ganz eingenommen. Er setzte sich zwischen uns und sprach sehr viel mit uns. Er glaubt, er werde seine Reisebeschreibung nicht vollenden, weil die traurige Erinnerung an seinen Sohn und ehemaligen Reisegefährten ihn, wie er sagt, aller Orten begleiten würde[1]).

Den 20. April.

Gestern, wie wir nach Hause kamen, fanden wir ein Billet von Carmer, worin er Wyß und mich für diesen Morgen auf eine Chocolade einlud. — Wir gingen um 10 Uhr zu ihm hin. Sein Vater, der Großkanzler[2]), wohnt auf dem Exercierplatz vor dem Königsthor. Wir trafen bei ihm den Herrn von Brinkmann an, einen Schweden, den wir in Halle kennen gelernt hatten; auch war Carmer's Bruder, der Kriegsrath ist, zugezogen; ich kann aber nicht sagen, daß er mir sehr gut gefiel. Er bestrebt sich sehr, sich einen gewissen air von Wichtigkeit zu geben, der ihm aber nicht immer zum Besten ansteht. Übrigens unterhielten wir uns sehr gut. — Nachher gingen Carmer, Brinkmann und wir beide unter die Linden, den Aufzug des kurmainzischen Gesandten, Graf Hatzfeld, anzusehen, der wegen der Kaiserwahl an

---

[1]) Die seit 1783 erscheinende Beschreibung der Reise durch Deutschland und die Schweiz, deren letzte vier Bände dann doch noch 1795 und 1796 erschienen. In einem früheren Briefe steht, daß es allgemein heiße, der Sohn habe sich vor ungefähr sechs Wochen, kurz nach seiner Hochzeit, erhängt: „Nicolai selbst soll, wie man versichert, noch nichts von der Art seines Todes wissen". — [2]) Der hervorragende preußische Jurist, Johann Heinrich Casimir Carmer. Ein Sohn war Genosse des Mittagstisches in Halle gewesen.

den hiesigen Hof geschickt war[1]). Er kam aus der Wilhelmstraße die Linden hinab aufs Schloß und bestand in acht Wagen, wovon die ersten sehr prächtig, die letzten aber Trauerwagen waren, und gingen Schritt vor Schritt. Im zweiten Wagen war der Gesandte, in den übrigen, die nur zur Ceremonie da waren, fast meist nur eine Person. . . . . Beinahe hätte ich vergessen, Dir zu melden, daß ich heute den König gesehen habe. Diesen Nachmittag sahen wir den Wagen beim königlichen Stall halten, und die Leute, die das Zeichen gaben, daß er vorfahren sollte, standen schon bereit. Wir sahen den König auf drei Schritte ein paar Minuten mit einem Offizier sprechen, ehe er sich in den Wagen setzte. Er sieht den Portraits, die man von ihm hat, sehr ähnlich, ist aber hübscher, als man sich ihn gemeinlich vorstellt, und nicht so monstruös, sondern zu seiner Größe proportionirt. Er nahm vor drei Zuschauern den Hut ab, wie er sich in den Wagen setzte. Ungeachtet es ziemlich kalt war, trug er keinen Pelz, sondern nur einen gemeinen kleinen Überrock. Auch ist der Wagen, worin er fuhr, ein gewöhnlicher Reisewagen und hat nichts Außerordentliches, außer daß er von acht Pferden gezogen wird. Auch fuhr der König ohne alles Begleit, bloß mit einem einzigen Offizier.

d. 22. April.

. . . . . Heute machten wir unseren Besuch bei Herrn Direktor Merian[2]). Er ist schon ziemlich bei Jahren, und ungeachtet seiner langen Abwesenheit aus seinem Vaterland spricht er noch ganz ausnehmend schweizerisch. Er ist ein freundlicher Mann und lud uns auf heute Abend um 4 auf die Akademie

---

[1]) Die Kaiserwahl Leopold's II. fand am 30. September des Jahres statt. Kurmainz hatte das Erzkanzleramt. — [2]) Der aus Basel stammende Johann Bernhard Merian, Philosoph, war Inspektor des französischen Kollegiums und Direktor der Abteilung für die schönen Wissenschaften an der Berliner Akademie.

ein. Dann gingen wir zu Nicolai, uns zu bedanken und von ihm Abschied zu nehmen, weil er heute auf die Leipziger Messe verreist. Auch jetzt empfing er uns mit der nämlichen Freundschaft, mit der er uns schon empfangen hatte. Eine Seltenheit, die wir in seinem Zimmer sahen, ist Gesners[1]) Kopf von Lavatern mit Silberstift auf Pergament. — Von ihm gingen wir zu den Juden Itzig unser Geld umzuwechseln; allein diese rechneten uns so viel vor, daß wir uns mit einer mäßigen Summe begnügten und unser Heil lieber bei den Juden von Amsterdam versuchen wollten. . . . . Um 4 Uhr gingen wir nach der Akademie, deren Versammlungsort unter den Linden ist. Es waren ungefähr dreißig bis vierzig Mitglieder zugegen, worunter auch der Graf Hertzberg[2]) war. Herr Formey[3]) las ein Schreiben vor, das der jetzt regierende König von Polen[4]) bereits vor dreizehn Jahren an ihn hatte ergehen lassen, und worin er der Akademie den Vorschlag thut, ein allgemeines Journal zu führen, das die Fortschritte im ganzen Reich der Wissenschaft angäbe und nach Maßstab beurtheilte. In der Antwort, die er ebenfalls vorlas, zeigt ihm Herr Formey mit vielem Witz die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung, wobei er zugleich manches Vortreffliches über die Akademie sagt. Zuletzt las der Abt Denina[5]) noch einen Aufsatz vor, der mir den nämlichen Gegenstand zu haben schien, dem ich aber nicht aufmerksam zuhörte, weil ich auf ein Gespräch Achtung gab, das der Graf Hertzberg mit seinem Nachbar führte. — Das Äußere dieses

---

[1]) Wohl der 1788 verstorbene Salomon Geßner. — [2]) Graf Hertzberg, der als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten von Friedrich dem Großen auf Friedrich Wilhelm II. übergegangen war. — [3]) Johann Heinrich Samuel Formey, beständiger Sekretär der Akademie, Direktor der philosophischen Classe. — [4]) Stanislaus August Poniatowski, seit 1764 König. — [5]) Der Piemontese Carlo Denina, Historiker, war seit 1782 an die Berliner Akademie berufen.

Mannes verspricht nicht das, was man von dem erwarten sollte, in dessen Händen Europa's Schicksal liegt. Er ist ein starker, breitschulteriger Mann; sein Gesicht hat ganz und gar nichts Ausgezeichnetes, außer daß man sieht, daß er etwas stolz ist. Über seine Verdienste urtheilt man sehr verschieden. Nichtsdestoweniger glaube ich, daß man ihm den Ruhm eines großen Ministers nicht absprechen könne; auch gehen wirklich beinahe alle Beschuldigungen seiner Feinde, deren er eine beträchtliche Anzahl hat, nur auf seinen häuslichen Charakter. Hier ist man ziemlich einig, ihn als einen etwas steifen und dabei kargen Mann zu schildern. Daß er übrigens, so wie mehrere von den alten Ministern, viele Feinde hat, läßt sich sehr gut erklären. Sie widersetzen sich den Neuerungen, machen manchem, der sich durch krumme Wege zu erheben sucht, einen Strich durch die Rechnung, und so müssen sie sich nothwendig Feinde machen. — Ich habe heute von einem zuverläßigen Ort gewisse Nachrichten gehört, die freilich den König nicht im besten Licht vorstellen würden. Die meisten Cabinetsordres soll der Kammerdiener Riz[1]) und andere Leute dieser Art schreiben. Proben davon sind die Spuren vollkommener Unwissenheit, die bisweilen darin vorkommen, z. B. im Finanzdirectorium, so daß sogar bisweilen Departements mit einander verwechselt werden und eines für das andere gesetzt wird. Daher werden diese Cabinetsordres beinahe gar nicht mehr geachtet, und mancher, dem darin eine Stelle, Pension und dergleichen zugesagt wird, bleibt nichtsdestoweniger was er vorher war. Auf diese Weise konnte ich mir die Erzählungen, die uns Escher von seinen Aussichten gemacht hat[2]), erklären, und es wäre wohl möglich, daß er mit in die Zahl derjenigen gehört, die sich nach dem hiesigen Ausdruck einen

---

[1]) Der Kammerdiener Rietz, mit dem die Enke-Lichtenau zum Schein verheiratet war. — [2]) Vgl. ob. S. 226, Anm. 1.

Canal zu machen suchen. Eine Anekdote, mit der man sich jetzt allgemein trägt, ist die, daß sich der König letzten Sonntag vor acht Tagen die Gräfin Dönhof[1]), seine jetzige Favoritin, an der linken Hand durch Zöllner[2]) habe antrauen lassen.

Den 24. April.

Ehegestern Abends stellte uns Herr Director Merian in der Akademie Professor Ramler[3]) vor. Sein erstes Wort war, ehemals hätte er auch die Ehre gehabt, viele Schweizer bei sich zu sehen, und unser erstes also, ob er uns einen Besuch zu machen erlauben wollte. Nicolai hatte uns schon von ihm erzählt, und seine Beschreibung traf vollkommen ein. Wir unterhielten uns mit ihm über die hiesige Comödie; nachher las er uns einige Gedichte von einer hiesigen Dichterin, Frau von Bendemer, vor, und zuletzt kamen wir auf die Karschin, über die er, wie man uns schon vorher gesagt hat, ganz grimmig loszieht und sie ohne die geringste Schonung behandelt[4]). Seine Declamation, von der ich schon so viel und so verschieden hatte sprechen gehört, war mir sehr angenehm zu hören. Sie gefällt mir sehr wohl, außer daß die Gesten bisweilen etwas zu stark sein mögen. Die Biegung der Stimme, der Ton und das ganze Benehmen sind übrigens sehr angenehm. — Nachher gingen wir noch zu Leuchsenring, bei dem wir wieder ungefähr eine Stunde zubrachten. Unter anderem kamen wir auch auf die Schweiz zu sprechen, wo er dann über die verschiedenen Fehler

---

[1]) Dies Gerücht sprach nur zu wahr: die Gräfin Sophie Dönhoff war die Nachfolgerin der 1787 zur linken Hand angetrauten verstorbenen Julie von Voß (Gräfin Ingenheim). — [2]) Dieser liebedienerische Hofprediger vollzog beide Trauungen zur linken Hand. — [3]) Karl Wilhelm Ramler, seit 1786 Mitglied der Akademie und Mitdirektor der königlichen Schauspiele, der zur Zeit viel geltende Kritiker. — [4]) Die zu ihrer Zeit vielgenannte Anna Luise Karschin, die 1791 in Berlin starb. Ihre Tochter war die 1754 geborene, auch als Dichterin auftretende Karoline von Klencke.

unserer Verfassung sehr vernünftig räsonnirte. Besonders über die Punkte, worüber sich die Landleute allenfalls zu beklagen hätten. . . . . Um 7 Uhr ging ich zu Herrn Illaire[1]) hier. Ich traf daselbst wieder seinen Schwager, Herrn Assessor Breton und Frau, Herrn Doctor Openheimer und noch andere Bekannte des Hauses an, worunter auch ein Cousin von Herrn Illaire war, der fünf Jahre in Rußland zugebracht hatte. Er erzählte mir manches von dem Zustand dieses Landes, wie roh die Russen in vielen Stücken noch sind, von ihrer militärischen Einrichtung, und hier — behauptete er — seien sie noch sehr hinter den Preußen zurück. Ein Pröbchen von dem russischen Litteraturzustand ist das: er versicherte nämlich, daß, wenn ein vornehmer Russe eine Bibliothek anlegen wolle, so geben die Buchhändler gewöhnlich alle defecten, alten und sonst außer Mode gekommenen Bücher her, die dann hübsch gebunden und hingestellt werden. . . . . Diesen Morgen gingen wir in die Porcelainfabrik, wo uns Leuchsenring schon lange Hoffnung gemacht hatte, die Einrichtung zu sehen. Weil sich dies aber immer von einem Tag auf den andern verzog, und wir zuletzt des Wartens satt wurden, so gingen wir für uns selbst hin, wo wir dann weiter nichts sahen, als das Waarenlager, welches mir übrigens sehr gleichgültig war, weil ich so von diesen Sachen nichts verstehe. Sie haben äußerst kostbare Sachen. Rahn und Wyß hätten gern jeder einen Pot pourri den Ihrigen zum Geschenk gekauft; allein eine ganz kleine Vase kostete schon 20 Thaler und eine etwas größere 50 und noch mehr. Einige sehr schöne von ungefähr 1 1/2 Fuß hoch wurden zu 300 Thaler angeschlagen. Der ganze Verlag mag sich auf mehrere 100 000 Thaler belaufen. Beinahe die meisten Bestellungen geschehen nach Polen.

---

[1]) Dieser Assessor beim französischen Rathhaus erwies sich den Zürchern sehr gastfreundlich.

— Von da gingen Wyß und ich zur berühmten Dichterin Karschin. Von dieser kann ich Dir unmöglich eine vollkommene Beschreibung machen. Ungeachtet wir schon ziemlich von ihr benachrichtigt waren, so übertraf sie doch alle unsere Erwartung. Sie rühmte uns alles, was wir bei ihr sahen, so übertrieben, daß wir zuletzt ganz verwirrt davon wurden. Sie hat eine ziemliche Anzahl Gemälde, wovon die meisten aber höchst mittelmäßig sind, und von diesen macht sie solche Lobeserhebung, daß man zuletzt ganz und gar nicht mehr weiß, was man sagen soll. Am Ende that sie uns noch den Vorschlag, ihrer Tochter einen Besuch zu machen und ihr ihre Gedichte abzukaufen. Wir vertrösteten sie aber auf ein ander Mal.

Den 26. April.

Wir gingen heute etwas früher aus, als gewöhnlich, und begaben uns zuerst nach dem Irrenhause, wie man hier auf eine artige Weise per Euphemie das Tollhaus betitelt. Es ist ein altes, klostermäßiges Gebäude, nicht schöner und nicht häßlicher, als zu diesem Endzweck erforderlich ist. Was aber die innere Einrichtung anbetrifft, so ist diese selbst nach Rahn's [1]) Zeugniß sehr schlecht. In allen Stuben kommt einem so ein abscheulicher Qualm entgegen, daß es beinahe nicht auszuhalten ist. Ungeachtet das Wetter gut war, so fanden wir doch alle Fenster verschlossen. Unter den Verrückten fanden wir einen Grafen, dessen Name mir entfallen ist und der durch eine Kopfwunde den Verstand verloren hat, den Sohn des Professor Baumgarten [2]) in Halle, u. a. m. Einer hält sich für Gott Vater, eine andere für die Königin von Schweden. Sie hatte eine alte zerrissene Mantille, die sie sich mit großem Ernst umhing, und

---

[1]) Des ebenfalls in Berlin anwesenden Zürcher Mediciners (es ist wohl der spätere zürcherische Archiater David Rahn, der seit 1789 gleichfalls in Halle studierte). — [2]) Der Theologe Sigmund Jakob Baumgarten.

ein Stöckchen, woran einige Bänder angebunden sind, und die sie für ein Scepter trägt. Wir waren anfangs willens, von hier nach der Charité zu gehen; allein wir wurden des Elends so satt, daß wir es bleiben ließen.

* * *

Magdeburg, d. 2. Mai.

Wir verreisten den 28. April nach 3 Uhr von Berlin. Wir nahmen die Extrapost und fanden, daß wir uns besser dabei befänden, als bei einem Miethkutscher. Auch hatten wir nachher nicht Ursache, es zu bereuen; denn durchgängig fanden wir in den brandenburgischen Postillionen so manierliche artige Leute, daß wir uns darüber verwundern mußten. Die Gegend zwischen Berlin und Potsdam ist wieder sehr öde, meist Sand, Haide oder Wald. Um 7 1/2 Uhr kamen wir in Potsdam an. . . . . Den 29ten Morgens beschlossen wir, den Exercitien und Manoeuvres der Garnison zuzusehen. Wir gingen um 6 1/2 auf den Schloßplatz, wo sich die Garnison versammelt; nachher begleiteten wir die Truppen, wobei der Kronprinz als Oberst zu Pferd sein Regiment commandirte; Prinz Louis [1]), der nur erst Hauptmann ist, marschirte immer zu Fuß an der Spitze seiner Compagnie. Gegen 8 Uhr kam der König, wo dann sogleich aufmarschirt wurde. Alle drei Regimenter manövrirten anfangs in einer Linie; nachher trennten sie sich. Jeder Soldat hatte 16 Patronen, und manövrirte jeder für sich; endlich endigte es damit, daß eins nach dem andern den Hügel, auf dem wir zusahen, bestieg und nach einigen Salven gegen die Stadt wieder abmarschirte. Nach 11 Uhr waren wir wieder in der Stadt. Ich brauche Dir die preußische Taktik nicht zu rühmen; nur das sage ich Dir, daß sie sich gewiß noch nicht wieder

---

[1]) Prinz Louis Ferdinand, der 1806 bei Saalfeld fiel, 1790 17 Jahre alt.

verschlimmert hat. Ungeachtet sie den sehr steilen Hügel schnell hinanliefen und sich wegen der darauf stehenden Windmühle brechen mußten, war doch die Linie im Augenblick wieder die nämliche; u. s. w. Was mir am meisten gefiel, war die Geflissenheit des Königs und der Prinzen, die immer selbst commandirten. — Ein anderes Schauspiel, das mir eben so wohl gefiel, so seltsam es vielleicht einem Franzosen, Spanier, u. s. w. vorkommen möchte, ist das: gleich nachdem die Truppen wieder in der Stadt waren und die Officiere auf dem Schloßplatz herumspazierten, stellten sich beide Prinzen nebst mehreren Officieren zu einem Hökerweib hin, kauften ihr Äpfel ab und aßen auf der Straße, ohne daß ein Mensch sich daran kehrte. —

Nach Tische gingen wir nach der Bildergallerie, die vorne am Garten von Sanssouci liegt. Der ganze Saal ist von Marmor und von beträchtlicher Größe. Die Sammlung von Gemälden ist bei weitem nicht so groß, wie die Dresdener oder Mannheimer; doch sind mehrere vorzügliche Stücke von Rubens, Titian, u. s. w. Nur Schade, daß die zu große Anzahl Stücke von Rubens beinahe Mißtrauen erregt. Von der Bildergallerie steigt man im nämlichen Gebäude eine Treppe hinauf; so kommt man auf der hinteren Seite in den Garten hinaus, mitten in welchem Sanssouci liegt. Ehe man ans Schloß kommt, stößt man auf den Beerdigungsplatz der Lieblingshunde des vorigen Königs, die unter 11 Grabsteinen liegen. Auf jedem ist der Name der Leiche eingeschrieben: zwei Dianen, vier Alcmene, Pax, Thisbe und andere, deren Namen mir entfielen. Sanssouci macht Face gegen den Garten und die nicht unangenehme Gegend von der Stadt. Es ist schön, aber nicht prächtig, und die meisten Zimmer von Marmor. In dem Zimmer, wo der verstorbene König starb, hat der jetzige an der nämlichen Stelle seinen Schreibtisch. Das Zimmer ist in etwas verändert und anders tapeziert. — Von hier gingen wir durch den Garten

nach dem neuen Palast. Im Vorübergehen besahen wir noch das Japanische Haus, das aus einem Gartensaal mit zwei Cabinetten besteht. Den neuen Palast, der hinten am Garten liegt, hat der König von 1763 bis 1768 erbauen lassen. Er ist wirklich ein königliches Gebäude. Er hat 38 Fenster in einer Reihe und ist drei Stockwerk hoch. Die vorzüglichsten Zimmer sind alle von Marmor und meist mit schönen Gemälden ausgeziert. Zu verschiedenen Malen findet man das Portrait des verstorbenen Kaisers [1]), und an verschiedenen Orten steht dies und das Portrait der verstorbenen Churfürstin von Sachsen nebeneinander auf zwei Stühlen, wie es der letzte König vor 20 Jahren dahin gestellt hatte. Das schönste Zimmer ist der große Saal auf der zweiten Etage, der ganz von Marmor, 110 bis 120 Fuß lang, ungefähr 60 Fuß breit und 60 bis 70 Fuß hoch ist. Gegen 6 Uhr kamen wir wieder in die Stadt zurück und besahen auch in der Garnisonkirche die Gruft, worin Friedrich II. in einem zinnernen Sarg liegt, und nachher auch die Ställe. — Potsdam ist auch schön gebaut; allein es ist sehr öde auf den Straßen, und wenn die Garnison weg ist, mag es sehr traurig darin aussehen. Es sind nicht mehr wie zwei Lohnlakaien in Potsdam. — Man braut hier ein sehr gutes Bier, das man schwedisches Bier nennt, und wovon wir uns auf Eschers Empfehlung geben ließen. Es hat einen Geschmack beinahe wie Malagawein, ist aber auch ziemlich theuer. Die Bouteille, die gar nicht groß ist, kostet 5 Groschen. . . . . Beim Herausfahren aus der Stadt Brandenburg begegnete uns etwas, das uns auf unserer ganzen bisherigen Reise noch nie begegnete. Der Officier am Thor fragte uns, wie gewöhnlich, um unseren Namen und Charakter. Wie wir ihm sagten: „Studenten aus Halle“, ließ er einen bedeutendseinsollenden Blick auf unserem

---

[1]) Also Josephs II.?

Wagen herumspazieren und sagte: „Ihr Wagen beweist nicht, daß Sie Studenten seien", und ich versetzte ihm, wenn er es nicht glauben wolle, so müsse er es bleiben lassen, und damit verließen wir uns. — Von Brandenburg bis Ziesar oder, wie es die Leute in der Gegend aussprechen, Zigeser, ist das Land wieder ziemlich öde und unbewohnt; nur machen die vielen Waldungen den Sand erträglicher, als es in den anderen Sandgegenden der Mark ist, durch die wir kamen. In Ziesar blieben wir lange, theils weil wir zu schreiben hatten, theils auch und zwar vorzüglich, weil wir befürchteten, in Magdeburg bei Nacht nicht eingelassen zu werden, theils auch, weil immer einer von uns auf dem Bocke sitzen mußte und dies, so angenehm es bei Tag ist, bei Nacht doch ein bischen beschwerlich ist. Aus den Fenstern des Wirthshauses (zum Preußischen König) und schon beim Vorüberfahren hatten wir den traurigen Anblick des Unglücks, das eine Feuersbrunst im August des letzten Jahres an diesem Ort angerichtet, wobei 25 Häuser abbrannten. Der Wirth hatte selbst etwas dabei gelitten. Dieses und, wer weiß ob nicht auch Wyßens Unvorsichtigkeit, der den Wirth fragte, ob es schon lange sei, seitdem es hier im Dorf (es ist ein Städtchen) gebrannt habe, zogen uns eine etwas größere Zeche zu, als gewöhnlich. Der König hat für die Brandbeschädigten zwar 20,000 Thaler versprochen; allein da er noch keine Kasse dazu angewiesen hat und der Krieg vor der Thüre steht, sieht es schlimm damit aus. . . . . Schon auf einige Meilen von Magdeburg fängt der Harz an sich zu zeigen, ein Anblick, der uns um so mehr Vergnügen machte, da wir ihn in ein paar Tagen in der Nähe zu sehen hofften. Auch die Dom- und übrigen Thürme von Magdeburg sieht man schon in einer ziemlichen Entfernung, und ihre Anzahl und das besondere, daß wenigstens bei fünf oder sechs Kirchen immer zwei stehen, giebt einen nicht geringen Begriff von Magdeburg; allein man wird nicht wenig

in seiner Erwartung getäuscht, wenn man zum Thore hineinkommt. Bis mitten in die Stadt, wo unser Gasthof, der weiße Schwan, steht, kamen wir durch lauter enge, häßliche Gäßchen, wo man beinahe kein rechtes Haus antrifft, und hier den Breiten Weg und etwa noch ein paar Plätze ausgenommen, hat Magdeburg ganz abscheuliche Straßen. Ehegestern war hier eine beträchtliche Feuersbrunst. Es sind auf dem Breiten Weg an der nämlichen Reihe, wo wir wohnen, vier Häuser ganz abgebrannt und drei andere beträchtlich beschädigt worden. Es ist besonders viel Getreide damit verbrannt. Das Feuer kam so schnell aus, daß man es noch nicht hat herausbringen können, in welchem von zwei Häusern es zuerst losbrach. — Heute haben wir uns nach 10 aufgemacht, um dem Bürgermeister Sulzer, einem Winterthurer, der sich hier etablirt hat, unseren Besuch zu machen; wir trafen ihn aber nicht zu Hause an. Nachher gingen wir auf den Paradeplatz, der gleich beim Dom liegt, und sahen der Parade zu. Als diese geendet war, gingen wir nach dem Dom, in der Absicht, die Thürme zu besteigen, von welchen eine sehr schöne Aussicht sein muß. Vorher besahen wir noch die Kirche, die nur um so viel merkwürdiger war, weil ich nicht glaube, daß in irgend einer evangelischen Kirche so viele Narrenspossen und zwar mit dem Ernst vorgewiesen werden, wie sie uns die Küsterin zeigte. Wir sahen darin den Stab, womit Moses ins Rothe Meer schlug, einen derben Knotenstecken, weiter einen Palmzweig, der Christo gestreut wurde, einen Pantoffel der Jungfrau Marie, die Schüssel, worin sich Pilatus die Hände gewaschen, ein Stück von der Leiter, worauf der Hahn gestanden, als Petrus Christum verleugnete, u. s. w. Mehr als dieses Alles interessirte mich aber Tilly's Helm, Handschuh und Commandostab, die er nach der Eroberung an die Kirche geschenkt. Diese Kirche ist übrigens ein altes gothisches, aber sehr großes Gebäude, das unter die vorzüglicheren in seiner Art gehört. Jetzt

wollten wir auf den Thurm steigen; allein man sagte uns, es sei vom Commandanten verboten worden, irgend Jemand hinauf zu lassen. Der Grund davon ist, wie leicht einzusehen, der bevorstehende Krieg, weil man, wie es scheint, befürchtet, daß Jemand die Festungswerke abzeichnen möchte, als wenn die, denen etwas daran gelegen ist, es nicht vorher hätten können thun lassen. Ebenso wird jetzt auch niemand Fremder in die Festung oder den Stern gelassen. Wir spazierten hierauf noch über den Fürstenwall, einem artigen Spaziergang längs der Elbe; es geht über eine Reihe kleiner Häuser weg, die alle bewohnt sind. Die Thorsteine gehen als Säulen oben auf dem Spaziergang heraus [1]). Gleich unten davon ist eine sehr gute Einrichtung getroffen, daß man sich nämlich im Fluß baden kann, ohne doch gesehen zu werden, was ich schon oft für Zürich hauptsächlich wegen des Frauenzimmers gewünscht hätte. Es sind nämlich zwischen zwei ziemlich großen Schiffen fünf kleine hölzerne Häuschen angebracht, die oben offen sind und worin dann vermuthlich die nöthigen Bequemlichkeiten angebracht sind, die uns aber die Zeit nicht näher zu untersuchen erlaubte. Nach Tische machten wir noch einen Versuch bei Herrn Bürgermeister Sulzer, trafen aber nur seine Frau an, weil er eben mit der Untersuchung der Feuersbrunst beschäftigt war.

* * *

Blankenburg, d. 3. Mai.

. . . . . Gleich außerhalb Magdeburg kommt man wie in ein ganz anderes Land. Man sieht nichts als fruchtbare und wohlgebaute Gefilde, und aller Orten ist das Land wohl bewohnt. Unser Fuhrmann versicherte uns, daß in Groß-Rodensleben, dem ersten Dorf, bei dem wir vorbei kamen, 26 große Bauern seien,

---

[1]) Der Stern war ein Stück der Befestigung südlich vom Dom; im Fürstenwall an der Elbe befand sich bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts der Bahnhof.

von denen manche zwei bis drei Gespann Pferde hielten. Wir sahen selbst 12 Pferde von einem davon auf dem Acker. Nachher kamen wir durch Hadmersleben, wo wir seit einer beträchtlichen Zeit wieder das erste Kloster sahen. Hier hielt unser Fuhrmann an. Außer Hadmersleben fängt gleich das Halberstädtische an; der erste Ort wo wir durchkamen, war das Städtchen Gröningen. Halberstadt ließen wir rechts liegen und fuhren um die Stadt herum. Ungefähr 1 1/4 Stunde von hier fängt der Weg an, sehr schlecht zu werden. Er geht über den Berg, wo nicht nur zwei Wagen sich nicht ausweichen könnten, sondern die Naben alle Augenblicke auf beiden Seiten anstießen und wir immer fürchten mußten, sie zu zerbrechen. Endlich entdeckten wir das Schloß von Blankenburg, das auf einer beträchtlichen Anhöhe hinter der Stadt liegt, die es ganz beherrscht. Die Stadt selbst gefällt mehr durch ihre Lage, da sie auf drei Seiten mit Bergen umschlossen ist, als durch ihre Häuser und Straßen, die meist schlecht sind.

* * *

Wernigerode, 5. Mai.

. . . . . In Wernigerode kamen wir ungefähr um 4 1/2 Uhr an, entschlossen uns aber sogleich, noch nach Ilsenburg zu gehen, von wo aus man gewöhnlich den Brocken zu besteigen pflegt. Wir nahmen daher sogleich einen Führer und ließen unseren Wagen hier stehen. Der Weg bis Ilsenburg ist beinahe ganz eben und eine gewöhnliche Heerstraße; gleichwohl freut es einen schon mehr darauf zu gehen, als auf den dürren Sandwegen, durch die wir bisher kamen, weil man auch Berge um sich sieht. Weil der Brockenwirth noch nicht oben war, so gingen wir gleich nach seinem Haus, damit jemand mit uns herauf gehe; er war aber nicht zu Hause; wir redeten also mit seiner Frau ab, die uns hinaufzuführen versprach.

* *

Goslar, den 6. Mai.

Gestern Morgen machten wir uns gleich nach 4 Uhr auf, und wie wir in die Stube hinunterkamen, so fanden wir statt der Frau, die mit uns hinaufgehen sollte, ihre Tochter und noch eine handfeste Dirne, die sich für unsere Führerinnen erklärten. In dieser seltsamen Begleitung machten wir uns also 4 1/2 Uhr auf den Weg, den Brocken zu besteigen. Dicht am Dorf fängt es an bergan zu gehen; man kommt aber durch einen sehr angenehmen schattigen Weg, wo man die Ilse beständig neben sich hat. Ungefähr 1/2 Stunde über dem Dorf kommt man beim Ilsenstein vorbei, den man links liegen läßt. Es ist ein sehr hoher schroffer Fels, der ganz aus dem Berg hervorsteht und einige 100 Fuß sein mag; übrigens hat er nichts Merkwürdiges. Nachher steigt man immer weiter hinan zwischen den Bergen. Nachdem wir ungefähr 1 1/2 Stunde gestiegen waren, kamen wir an eine Stelle, wo es beinahe 1/2 Stunde ganz eben durchs Holz weggeht. Dann fängt man erst an den Brocken oder die Heinrichshöhe — so nennt man den Theil, wo das Wirthshaus steht — zu besteigen. Hier kamen wir noch über vielen Schnee weg, der aber eben stark wegschmolz. Er hielt sich aber länger, weil beinahe immer Wald ist und die Sonnenstrahlen nicht durchdringen können, welches auch für den, der den Berg besteigt, sehr angenehm ist. Ungeachtet wir ziemlich stark gingen, kamen wir hinauf ohne zu schwitzen. Bei der Heinrichshöhe säumten wir uns nicht, sondern gingen gleich auf den großen Brocken hinauf, den man noch etwa 1/2 Stunde zu besteigen hat. Hier kommt kein hoher Baum mehr fort, sondern meist nur niedriges Gesträuch, zwischen welchem hier und dort noch Schnee liegt; auf der Heinrichshöhe und auf dem großen Brocken liegen bis oben hinauf eine ungemeine Menge großer Steine, die an mehreren Orten mit nicht geringer Mühe, bald mehr, bald weniger hoch, auf einander getragen sind. Diese

Steinhaufen scheinen mir noch aus der heidnischen Zeit herzurühren, da die Völker wie bekannt ihre Andacht gerne an hohen Stellen verrichteten. Diese ihre Bestimmung läßt sich zum Theil auch aus ihren Namen errathen. Einer davon heißt des Teufels Kanzel, ein anderer der Hexen-Altar. Vielleicht mögen Versammlungen der weissagenden Weiber bei den alten Deutschen zu dieser Benennung und zu diesen Hexenmärchen Anlaß gegeben haben. — Der Brocken kann auch mit Wagen befahren werden; auch fuhr der Graf von Wernigerode [1]), in dessen Gebiet er liegt, und auch bisweilen andere Leute hinauf. Wir hatten ziemlich gutes Wetter und außerordentlich viel Glück in unserer Bergreise; denn ehegestern hatte es allen Anschein zum Regnen, und heute Morgen regnete es wirklich. Die Aussicht auf dem Brocken ist zwar sehr schön und ausgebreitet; allein der auf dem Rigi kommt sie doch meines Bedünkens nicht zu, ungeachtet sie bei hellem Wetter größer sein mag. Theils ist der Rigi doch etwas höher und steiler, so daß die Landschaft mehr vor den Füßen liegt; theils ist auch diese selber bei weitem nicht so schön als die, die man vom Rigi übersieht. Man hat keine Seen und Flüsse, und von hinten mangeln die gewaltigen Schneegebirge, die der Harz, den man zwar ziemlich übersieht, doch nicht ersetzt. In diesem sahen wir besonders die Bergstädte Clausthal und Cellerfeld. Auf der Nordseite sahen wir bis nach Hildesheim und Braunschweig; gegen Osten war es etwas trübe, so daß wir Magdeburg und die Elbe nicht sehen konnten. Gegen Mittag und Südwest begrenzt der Harz, wie schon gesagt, die Aussicht. Dieses Gebirge hat eine beträchtliche Ausdehnung und reicht bis an den Thüringerwald [2]). Nachdem wir uns recht satt gesehen, fingen wir auch an, an unseren Magen zu denken, weil wir nüchtern von Ilsenburg fortgegangen waren; allein

---

[1]) Stolberg-Wernigerode. — [2]) Nicht zutreffend.

durch ein fatales Mißverständnis hatten unsere Führerinnen versäumt, etwas für uns mitzunehmen, so daß wir uns mit einem Stückchen Schlackwurst begnügen mußten, das sie eigentlich für sich bestimmt hatten. Etwa 10 1/4 machten wir uns wieder auf den Weg, und um 1 Uhr waren wir in Ilsenburg, wo wir nun desto besser zu Mittag aßen und uns, nachdem wir die äußerst billige Zeche bezahlt, in Gesellschaft eines alten Weibes, das unsere Felleisen trug, wieder nach Wernigerode auf den Weg machten, wo wir um 4 ankamen.

* * *

Göttingen, d. 7. Mai.

. . . . . In Goslar kamen wir ungefähr genau um Mittag an. Die Stadt hat durch ihre große Menge Thürme völlig das reichsstädtische Ansehen; doch ist sie ziemlich groß. Hier sowohl, als in Wernigerode, fließt ein völliger Bach durch die Straße, wo wir hereinkamen, und in Goslar ist dies so schlimm, daß wir mitten in der Stadt an einem Ort stecken blieben und uns mit Hebebäumen mußten herauswinden lassen. Der Wirth, wo wir abstiegen, heißt Näseler, und man ist dort nicht übel. Nach Tische nahmen wir einen Mann, der uns nach dem Rammelsberg führen mußte, der eine Viertelstunde vor der Stadt liegt. Es ist das mannigfaltigste Bergwerk im ganzen Harz, indem es Silber, Blei, Kupfer, Zink, Schwefel, Vitriol und selbst Gold enthält. 3/7 davon gehören nach Braunschweig und 4/7 nach Hannover. Auch die Stadt Goslar hat eine Cure (Antheil) davon; weil sie aber keine eigene Schmelzhütte hat und ihre Ausbeute an die Eigenthümer überlassen muß, so ist ihr Vortheil auch nicht sehr groß. Wir mußten zuerst zum Obergeschwornen hineingehen, der mit uns hineinfuhr, und bei dem wir uns anzogen. Dieser, ein sehr vernünftiger Mann, kam mit uns hinein. Wir stiegen 73 Lachtern tief hinunter; die ganze

Tiefe ist 120 (1 Lachter hat 80″). Das Hinunterfahren ist in diesem Berg weniger gefährlich und beschwerlich, als das in anderen Bergwerken, und zwar auch in denen des Oberharzes, sein soll. In diesen geht es immer an einander weg. Kaum ist man eine Fahrt hinunter, so kommt dicht nebenan schon wieder eine neue, da man hingegen im Rammelsberg oft eine Strecke weit gehen kann, ehe man wieder hinuntersteigen muß. Die Stollen und Schachten ziehen sich ungemein weit im Berg herum, und der Mann, der mit uns ging, versicherte uns, daß es über 1/2 Jahr gedauert, ehe er sich aller Orten von selbst hätte finden können. Ungeachtet wir daher nur einen kleinen Theil durchfuhren, blieben wir doch über 1 1/2 Stunde im Berg. Wo das Erdreich locker ist, sind die Gänge mit Holz ausgebaut; allein da der Berg ziemlich felsicht ist, so sind oft beträchtliche Gänge nur bloß schlechtweg in denselben gehauen. Das Erz wird meist durch Feuer gewonnen, das man in den Gegenden, worin es sich findet, ansteckt, wodurch das Erz dann locker wird, und theils von selbst in großen Klumpen herunterfällt, theils mit leichter Mühe gebrochen werden kann. Die großen Stücke werden dann sogleich in die Schmelzhütte gebracht; die kleineren aber, die mit Kohlen und dergleichen vermischt sind, werden vorher noch in eine eigene eigens dazu verfertigte Hütte ausgeworfen, wohin sie sogleich von der Stelle aus auf einem Hund heruntergefahren werden, der sehr bequem eingerichtet ist, sich von selbst ausleert und, wie der andere oben angefüllt wieder heruntergelassen wird, wieder hinauffährt. In dem Berg ist auch ein gemauertes Gewölbe merkwürdig, auf das die Bergleute gestoßen sind, ohne zu entdecken, wo eigentlich der Eingang war, der wieder zugemauert worden sein muß. Einer alten Sage zufolge muß etwas hölzernes Geschirr darin gefunden worden sein. Einige halten es für einen Zufluchtsort verfolgter

Christen, andere für eine alte Kapelle ehemaliger Bergleute, u. s. w. An einigen Orten ist es im Berge so warm, daß die Leute ganz nackt, nur mit einigen Lappen bekleidet, arbeiten. Hin und wieder sind Thüren angebracht, um den Zug der Luft, die der Bergmann das Wetter nennt, zu hindern. Das Wasser, wodurch die Räder getrieben werden, die das Felsgestäng in Bewegung setzen, wird auf der unteren Seite des Berges wieder herausgeleitet. Die Schmelzhütten, die eine Stunde vor der Stadt liegen, gingen eben nicht und ebenso auch die Vitriolsiederei in der Stadt, die wir daher ungesehen ließen. . . . . Die Menge Wirthshäuser, die wir auf dem ganzen Weg bis Göttingen antrafen, verkündigten uns den frohen Muth der hiesigen Musensöhne. Eine halbe Stunde vor Northeim kamen wir in die Chaussee, die von Hannover durch das ganze Land geht, sehr schön und mit Meilensteinen versehen ist. Überhaupt sind die hannöverschen Straßen die schönsten, die ich seit einem Jahre gesehen habe. Wenn auch der Harz nicht bis Göttingen reicht, so ist doch das Land immer noch ein wenig bergig. Göttingen selbst hat keine üble Lage; ich möchte sie beinahe mit der von Winterthur vergleichen. Am Thor wurden wir auf die Aussage: „Wir sind Studenten" — gleich ungefragt weiter gelassen, und niemand begehrte uns zu visitiren. Wir stiegen beim König von Preußen ab, der an der Weenderstraße in einer der vorzüglichsten Gegenden der Stadt liegt. . . . . Am nächsten Tage erkundigten wir uns nach Bekannten, von denen wir theils wußten, theils vermutheten, daß sie hier wären, konnten aber niemand ausfindig machen, als einen gewissen Müller aus Wien, den wir in Halle, wo er vorher studiert hatte, kennen gelernt. — Nach Tische besuchten wir ihn; er spazierte ein wenig mit uns in der Stadt umher, führte uns zu Schlözer's Auditorium, wo wir seine Tochter, die Magister

ist, an der Thür antrafen[1]); auch Professor Meiners[2]) trafen wir auf der Straße an. — Eigentliche Visiten machten wir nicht, weil wir keine Empfehlungen hatten und uns Müller außerdem versicherte, daß es hier mit den Gelehrtenbesuchen so trocken ausfalle, als an anderen Orten. Auch zeigte er uns die Bibliothek, konnte uns aber nicht hinbegleiten, weil er ins Collegium mußte; wir gingen also, ohne uns bei irgend jemand zu melden, für uns selbst hin, wo wir dann auch wahrscheinlich für Göttinger Studenten passirten. Diese Bibliothek ist weit beträchtlicher, als die in Halle. Diejenigen Fächer, die ich durchzusehen Gelegenheit hatte, sind so reichhaltig, als man nur wünschen kann; auch das Gebäude ist sehr hübsch, und die Bücher sind in kreuzgangweise herumgehenden Sälen aufgestellt. Nachher spazierten wir noch auf dem Wall, der um die ganze Stadt hergeht, und den wir in einer guten halben Stunde gemächlich umgehen konnten. Er ist ziemlich hoch, so daß man die Stadt gut davon übersehen kann. Man sagte uns in Göttingen, die Anzahl der Studenten betrage 800; aber aus der Zahl derer zu schließen, die man auf der Straße antrifft, sollte man beinahe an der Richtigkeit dieser Angabe zweifeln und sie für allzustark halten.

* * *

Haag, d. 17. Mai.

Endlich habe ich wieder einen festen Standpunkt erlangt, und nun will ich sehen, wie es mir möglich sei, meine sich tagtäglich mehrende Schuld wieder abzutragen. . . . . Am 10. Mai reisten wir bei guter Zeit von Cassel ab und nahmen den

---

[1]) Dorothea Schlözer, die 1770 geborene Tochter des berühmten Verfassers des „Briefwechsels“ Professor Aug. Ludw. Schlözer, seit 1787 Dr. Philos. und nachher Frau von Rodde. — [2]) Professor Christoph Meiners, Philosoph und Historiker.

Weg nach Westfalen, welches wir nach Verfluß einiger Stunden betraten. So wie Hessen aufhört, fingen auch die Wege an, schlimmer zu werden, und gleich auf der ersten Station im Paderbornischen, wo aber noch bis in die Hauptstadt hessische Post ist, mußten wir uns bequemen, drei Pferde zu nehmen, ungeachtet wir mit zwei angekommen waren. Von diesem Ort, der Ossendorf heißt, bis an das Bernhardinerkloster Karthausen, war aber doch der schlimmste Weg, den wir durch Westfalen antrafen. Bei Karthausen ist nun aber über den Berg eine sehr schöne Straße auf Unkosten der Stände angelegt, eine sehr gute Anstalt, ohne die der Paß vorher abscheulich gewesen sein muß. In Paderborn kamen wir des Abends nach 11 an und stiegen im Posthaus ab. Bis an diese Stadt ist das Land noch ziemlich bergicht, aber übrigens gar nicht das öde, abscheuliche Land, für das es im Ausland gewöhnlich gehalten wird. Im Gegentheil: wir sind noch selten durch so wohl angebaute Gegenden gekommen, und wenigstens der Straße nach, wo wir durchkamen, ist das Land gut bewohnt. Der erste größere Ort, durch den wir kamen, war Warburg, wo wir das Schlachtfeld[1]) rechts liegen ließen. Der Ort ist ein Städtchen, übrigens aber ein häßliches Nest, und zwar beinahe das häßlichste, das wir durch ganz Westfalen antrafen. . . . . Am 13. Mai spazierten wir zuerst mit einander in der Stadt Wesel herum und dann an den Rhein hinaus. Wesel unterscheidet sich schon ziemlich von den deutschen Städten durch die Bauart der Häuser, die nur aus Backsteinen gebaut sind und übertüncht, durch das schöne Pflaster, u. s. w. Auch ist die Sprache, die die Leute untereinander sprechen, dem Deutschen schon weniger verständlich; indessen spricht aber doch jedermann noch deutsch. Ich war um so mehr begierig, den Rhein zu sehen, da ich immer sagen gehört hatte, unter Cöln sei er beinahe so

[1]) 1760 Sieg des Herzogs Ferdinand von Braunschweig über den französischen General du Muy.

breit als unser See; allein ungeachtet meine Hoffnung so hoch eben nicht gespannt war, fand ich mich doch in meiner Erwartung sehr betrogen. Seine Breite mag nirgends 1/4 Stunde betragen. Zu Wesel geht eine große Fähre darüber, wo, wie auf allen niederländischen Fähren, ein starkes Passagegeld bezahlt wird. Wenn man es hier nicht schon wüßte und nicht aus manchen anderen Kennzeichen merkte, daß man sich Holland nähert, so würde man es an den steigenden Preisen der Dinge errathen. In unserem Gasthof zum König von Preußen waren wir zwar noch raisonnabel; allein die Postpferde mußten wir um die Hälfte stärker, und also vom Pferd für die Meile 12 Gulden bezahlen, welches das Reisen schon beträchtlich vertheuert. Um den 14. gewiß nach Utrecht zu kommen, fuhren wir des Nachmittags noch bis Rees, der letzten Stadt im Preußischen, wo man schon ganz holländisch spricht. Der Weg ist sehr angenehm, meist nahe am Rhein, und auf der anderen Seite sieht man Xanten und mehrere Orte liegen. Übrigens muß er sehr kostbar sein; denn es ist gewöhnlich, so wie nachher durch ganz Holland, ein sehr hoher, aber meist allzuschmaler Damm, so daß an vielen Orten zwei Wagen sich schlechterdings nicht ausweichen könnten. Es giebt daher, besonders im letzteren Land, von Zeit zu Zeit Örter, die etwas breiter sind, wo man anhalten, oder Wege, wo der eine über den Damm hinunterfahren kann, bis der andere wieder herauf ist.

* * *

Haag, den 21. Mai.

Wir verreisten den 14. Morgens um 4 1/2 von Rees, ließen Emmerich links liegen und verließen bald darauf den preußischen Boden; doch ist in Elten, welches ein Reichsstift ist, noch Preussische Post bis Arnheim. Diese Stadt ist, so wie die meisten holländischen Städte, eine Festung. Ungeachtet wir schon all-

mählich auf Holland vorbereitet waren, so fiel uns doch diese Stadt noch sehr auf. Die außerordentliche Reinlichkeit der schönen Häuser, die großen und so zahlreichen Fenster fallen im Anfang ungemein auf; so bald man aber ein Paar Stunden das gesehen hat, so findet man es nicht mehr auffallend, weil die Übereinstimmung zu groß ist. In Holland ist die Posteinrichtung ganz anders, als in Deutschland. Man kann in einer Stadt Pferde auf eine ganze Tagereise haben und bezahlen, und nachher bekümmert man sich nicht darum, ob und wo der Postillon Relaispferde nimmt. Man bezahlt vom Pferd für die Meile einen holländischen Gulden, und wie man auf einem Posthaus ankommt, wird eine Glocke geläutet, um den Fuhrmann, an dem die Tour ist, zu avertiren. Sehr stark sind auch in Holland die Weg-, Brücken- und Fährengelder, die nirgends nur zur Hälfte so stark sind. Indessen sind die Holländer doch zu entschuldigen, weil ihre Dämme und Canäle gewiß erstaunend viel zu unterhalten kosten. Der Weg von Arnheim bis Utrecht ist sehr angenehm. Ungeachtet die Provinz Geldern noch keine der reichsten und bevölkertsten ist, kommt man doch nirgends hin, ohne daß man Dörfer oder andere Gebäude sehe, und immer sieht man in den Feldern, die zwischen den Dämmen liegen, das schönste Vieh weiden. Unangenehm für die Reisenden ist das öftere Anhalten des Postillons, das beinahe alle Stunden statt hat. Ungefähr um 11 kamen wir in Utrecht an und mußten in der Vorstadt liegen bleiben, weil bei Nacht niemand in die Stadt gelassen wird. . . . . Nach der Ankunft im Haag machte sich Wyß am 16. frühe zu seinem Junker Bruder hin, und wie er zurückkam, brachte er uns die Nachricht, daß, weil es in den Wirthshäusern so theuer sei, Junker Hauptmann ihn zu sich nehmen wolle, und ich mußte bei Herrn Lieutenant Keller logiren. Weil dies nun nicht zu ändern war, so ließ ich mir es gefallen; allein ich blieb nur einen Tag bei Herrn Keller

und nahm auch, weil sein Bette zu enge war, den Tag darauf ein Zimmer im Parlament von England, das gleich in der Straße neben Junker Hauptmann liegt. Wir ließen also gleich unsere Sachen aus den Sieben Kirchen von Rom — so hieß unser erstes Gasthaus — wegnehmen, und nach 11 ging ich mit Wyß auf die Parade, wo wir Jkr. Hauptmann, Heß und andere Offiziere fanden, auch Herrn General Heß, dem wir unser Compliment machten, worauf er uns auf den folgenden Tag zum Mittagessen einlud [1]). Wir essen jetzt sonst mit Jkr. Hauptmann Wyß und Herrn Keller in des ersteren Logis. Man ißt hier um 3 Uhr zu Mittag, und nach Tische gingen wir nach Scheveningen, einem Dorf etwa 1/2 Stunde vom Haag, wohin eine beständige Allee führt, das Meer zu besehen. Weil ich schon mehrere große Seen gesehen hatte, so fiel mir der Anblick desselben weniger auf. Nichts desto weniger bleibt es immer ein großer majestätischer Anblick. Ich machte mit Fleiß die Augen nicht auf, bis wir über den Sandhügel weg waren, der Scheveningen vor dem Meer deckt, um die Überraschung desto mehr zu genießen. Große Schiffe sahen wir nicht, dafür aber eine große Menge Pinken, die jetzt, weil Ebbe war, trocken auf dem Sand lagen. . . . . .

* * *

Haag, den 24.

Seither amüsirten wir uns immer sehr gut. Weil jetzt gerade die Exercierzeit ist, so haben wir beinahe täglich Gelegen-

---

[1]) Hier im Haag fanden die beiden Zürcher Landsleute unter den im holländischen Dienst stehenden Offizieren, Wyß seinen Bruder Diethelm, der zum Rang eines Oberstlieutenants in der Garde emporstieg (später besaß er das Gut Mariafeld bei Meilen), Meyer von Knonau seinen nur um ein Jahr jüngeren Jugendgespielen David Heß. Der nachher genannte Arzt ist Dr. Balthasar Zwingli, der 1817 den Folgen des Typhus erlag, der ihn 1814 bei Besorgung des Militärlazarets in Rheinau ergriffen hatte. Der General ist der 1800 verstorbene Friedrich Ludwig Heß.

heit, ein Regiment manoeuvriren zu sehen, bald die schweizerische, bald die holländische Garde, auch die Kavallerie und Artillerie. Beinahe das meiste Vergnügen machte mir wenigstens die Bürgerschaft, die auch ihre Exercitien hielt und sich in ihren neuen Perrücken ganz possierlich ausnahm. Außerdem bestreben sich unsere Landsleute, vorzüglich aber Jkr. Hauptmann, uns, soviel in ihren Kräften steht, Vergnügen zu machen, und so bat er Heß, Keller, den Chirurgien-Major Zwingli und den Feldprediger Wetli mit uns im Parlament von England zum Mittagessen. Den 18. Abends tranken wir bei Heß den Thee, und den 19. aßen wir in Gesellschaft der obigen und Herrn Oberst Sandoz bei ihm zu Abend, und nach dem Essen gingen wir in dem Busch, einem Lustwald, der gleich vor der Stadt liegt, spazieren. Hier im Busch liegt ein sehr schönes Lusthaus des Prinzen, wohin uns Jkr. Hauptmann schon an einem der ersten Tage führte. Ein ander Mal spazierten wir zusammen nach Ryswyk[1]). . . . Bei allen Exercitien und Revüen, denen wir beiwohnten, sahen wir den Prinzen, und meistens war auch die Prinzessin und der ganze Hof zugegen. Der Prinz scheint ein sehr guter Mann zu sein; aber sein Bauch, sein doppeltes Kinn, seine Pausbacken und überhaupt seine ganze Physiognomie versprachen nicht viel. Die Prinzessin hingegen verspricht weit mehr, auch in ihrem Äußeren[2]).

* * *

Harlem, den 28.

Am 25. gingen wir nach Delft, die Zeughäuser und die Grabmäler zu besehen. Es liegt ungefähr 5/4 Stunde vom

---

[1]) Das durch den Friedensschluß von 1697 bekannte Schloß. — [2]) Der Statthalter Wilhelm V. von Oranien und seine energische Gemahlin Wilhelmine, Schwester König Friedrich Wilhelms II., der 1787 zur Einschüchterung der „Patrioten" die preußische Invasion nach den Niederlanden hatte eintreten lassen.

Haag, und die Straße, die hinführt, ist sehr angenehm, zumal je näher man Delft kommt. Um das Arsenal zu sehen, muß man besondere Erlaubnis der gecomiteerten Staaten haben, weil es in den letzten Unruhen sehr ausgeleert worden. Es hat sich aber doch wieder sehr erholt. In dem Hauptmagazin sind etwa 3000 Flinten, viele Laffeten, Wagen, usw. Im Hof und im Hof des zweiten liegen die Kanonen, die in beträchtlicher Anzahl sind. In dem letzten sind die Arbeiter. In einem dritten endlich sind die Kugeln, Salpeter u. s. f. Pulvermagazine sind keine hier, sondern meist in den Generalitätslanden [1]). Die Grabmäler des Prinzen Wilhelm [2]) und des Hugo Grotius [3]) sind im Chor der großen Kirche. Seltsam dabei ist das, daß bei dem ersten der Plan nicht gut, die Ausführung hingegen sehr schön, bei dem anderen hingegen der Fall gerade umgekehrt ist. Vorzüglich gut sind beim ersten das Bild des Prinzen, liegend aus weißem Marmor, sein Hund zu seinen Füßen, und eine Fama aus Bronze, die bloß auf dem halben Fuß steht. In der alten Kirche sind die Grabmäler von Tromp [4]) und Piet Heyn [5]). Das erste ist besonders schön aus weißem Marmor. Der Seeheld liegt sterbend auf Waffen und läßt seine rechte erstarrende Hand heruntersinken. Am Sarkophag ist die Seeschlacht und das springende Schiff. Wir wurden ziemlich müde und fuhren in der Schuite nach Haus. . . . Heute um 9 Uhr gingen wir in die Große Kirche, die unserem Gasthof, dem Goldenen Vließ, gerade gegenüber liegt, um die Orgel spielen zu hören, die für eine der größten und besten gehalten wird. Ungeachtet nur ein schlechtes geistliches Stück gespielt wurde, so gefiel sie mir doch sehr, und mein Freund, der doch Kenner ist, ertheilte derselben

---

[1]) Der an Belgien angrenzende Südrand der Niederlande. — [2]) Des 1584 eben in Delft getöteten Prinzen Wilhelm I. — [3]) Gestorben 1645. — [4]) Der 1653 verstorbene niederländische Seeheld. — [5]) Der 1629 verstorbene Admiral.

alle Lobsprüche. Aus der Kirche gingen wir, einen Blumengarten zu besehen, wovon hier die vorzüglichsten in ganz Holland sind. Um sie in ihrer vollen Pracht zu sehen, hätten wir einige Wochen früher kommen sollen; denn der Tulpen- und Hyacinthenflor war schon vorüber, und nichts als die Ranunkeln waren noch zu sehen. Man gab uns Cataloge, worin einzelne Zwiebeln zu 75 und 100 Gulden angeschlagen sind. Wyß bestellte sich Samen, den er erst im nächsten Frühling bekommen wird.

* * *

Amsterdam, d. 29.

Diesen Morgen nahmen wir einen Lohnbedienten, dem wir aber täglich 30 Stüber bezahlen müssen: ein Zeichen, daß es in Amsterdam ziemlich theuer ist. Zuerst ließen wir uns nach dem Rathhaus bringen. Dieses sehr große ganz von Steinen aufgeführte Gebäude liegt nicht weit von unserem Gasthof auf dem Platz, der Damm heißt, gegen den die Hauptfaçade geht. Es hat wegen seines weiten Umfangs inwendig zwei Höfe. Die Zimmer sind an sich nicht sehr kostbar, außer daß in mehreren über den Kaminen sehr schöne Basreliefs sind, meist aus der römischen Geschichte. Die größte Verzierung derselben sind die prächtigen Malereien von de Wit, van Dyk, Sandrart und vielen anderen, deren Werth sich auf eine ungeheure Summe belaufen mag. Sie stellen meist Scenen aus der vaterländischen und römischen Geschichte vor. Die eine der vorzüglichsten ist die Abtretung Hollands von den Spaniern; auch sind in dem Blutgerichtszimmer die Stücke aus dem alten Testament zu merken. Ein Muster des bizarren Geschmacks der Holländer ist auch die Audienz des Fabricius beim Pyrrhus, wie dieser ihn durch die Elephanten zu erschrecken sucht. In diesem Stück hat der Maler im Vorgrund die beiden Knaben eines damaligen Bürgermeisters, die die ersten Steine zum Rathhaus gelegt hatten, angebracht

und nicht einmal das Costüm beobachtet: denn sie sind so gekleidet, wie man sich im vorigen Säculum trug. Im nämlichen Stück hat er in der Ecke einen persianischen Kaufmann ganz in seiner Nationaltracht angebracht. Dieser Mann hielt sich damals eben in Geschäften in Amsterdam auf und kam täglich auf den Platz, dem Bau zuzusehen. Der Maler, dem dieses auffiel, malte ihn darauf mit den Händen und dem Stock auf dem Rücken und ließ ihn so, wie er den Bau anstaunte, jetzt den Pyrrhus und Fabricius anstaunen. Der Mann soll hierauf so entzückt geworden sein, daß er dem Maler ein Geschenk von 4000 Stüber machte. Unter den Zimmern ist besonders das merkwürdig, worin die Ehen aller derer in Amsterdam geschlossen werden, die nicht von reformierter Religion sind, und ohne dies sind sie nicht gültig. Sehr ceremoniös sind auch die Einrichtungen zum Blutgericht. In dem Vorsaal, wo der arme Sünder knieen muß, sind in dem Fußboden Schwerter eingelegt. Die Enthauptungen geschehen auf einem Schaffot, das vor dem Rathhaus aufgeschlagen wird; der Galgen hingegen steht im Meer etwa 1000 Schritt von der Stadt auf einer ganz kleinen Insel. . . . Wir hatten uns vorgenommen, auf die Börse zu gehen; weil es aber noch zu frühe war, so gingen wir noch an den Hafen, wo wir die große Menge Schiffe in der Nähe sahen. Ungeachtet die großen Schiffe nicht ohne Hülfe von Maschinen und daher nur zur Reparatur in den Hafen von Amsterdam gebracht werden, so sahen wir doch schon welche von ziemlicher Größe. — Auf der Börse sieht man auf den ersten Anblick weiter nichts, als einige Tausend Menschen, die durch einander herumwandeln; allein bei näherer Untersuchung findet der Forscher auch hier mannigfaltigen Stoff zur Betrachtung. Ich glaube zwar, daß vielleicht kein Viertel der Anwesenden wirklich in Geschäften da war und die Hälfte bloß mechanisch und weil es einmal Sitte ist, um 1/2 2 Uhr auf die Börse gehen; allein die

mannigfaltigen Ausprägungen, die man auf den Gesichtern so vieler beschäftigter und unbeschäftigter Bataver liest, ist unstreitig sehr interessant. Doch muß es an anderen Tagen noch weit merkwürdiger sein, weil heute die Juden mangelten, die doch ein Fünftel der Einwohner von Amsterdam ausmachen. Die Börse ist ein längliches Viereck, das inwendig einen großen Hof und rund um denselben eine Halle hat, wo man vor dem Regen gesichert ist. — Des Abends spazierten wir durch das Judenquartier, das einen beträchtlichen Theil der Stadt einnimmt, ungeachtet auch noch außer demselben hin und wider in der Stadt Juden anzutreffen sind. Dieser Theil der Stadt unterscheidet sich weiter durch nichts von den anderen, und nur das war auffallend, in der nämlichen Stadt in der einen Gegend alle Leute geputzt und in ihren festlichen Kleidern zu finden, während in der andern alle Leute beschäftigt und in ihren gewöhnlichen Kleidern sind. Ueberhaupt ist die Toleranz der Holländer einer ihrer schönsten Züge. Freilich darf man nicht auf die Bewegungsgründe zurückgehen, weil man diese eher in ihrem mercantilischen Geist, als in philosophischen Prinzipien finden möchte. Doch dem sei wie ihm wolle: welches auch immer die Ursache sein mag, so bleibt doch die Wirkung schön. — Schon lange hatte ich gewünscht eine Synagoge zu sehen; weil wir daher eben dabei hinkamen, so gingen wir hinein. Wir fanden ein sehr simples Gebäude, ungefähr wie unsere mittelmäßigen reformirten Kirchen in der Schweiz. Nur ist ein Altar und einige Leuchter darin. Wie wir hereinkamen, waren die Rabbiner jeder an einem besonderen Ort beschäftigt, etwas aus einem Buch vorzulesen und, so viel ich glaube, zu erklären; nachher stand einer an einem andern Ort auf und fing an etwas vorzubeten oder zu singen, wie man es lieber nennen will, worauf dann alle mit lautem Geschrei nachsprachen. Nachdem dieses vorbei war, kam ein anderer mit einem Tuch, wie eine

Schürze, über seinem Hut — jedermann ist mit bedecktem Haupt —, trat vor den Altar und fing an aus dem darauf aufgeschlagenen Buch vorzulesen, indem er sich immer vorwärts und rückwärts bog. Jetzt entstand ein so erschreckliches Geschrei von denen, die nachbeteten, daß wir alle Mühe nöthig hatten, uns des Lachens zu enthalten.

* * *

Amsterdam, d. 30. Mai.

. . . Die Holländer sind allerdings ein ganz sonderbares Volk und haben so viel Originelles, als nur irgend eine Nation haben kann. Freilich geht dies nicht so weit, als sich mancher vorstellen möchte und wirklich thut; nichtsdestoweniger aber bleiben mir Züge genug übrig, um keinen Zweifel mehr zu lassen. Nirgends kann ein Fremder, da ihm selten der Eintritt in ein echt holländisches Haus offen steht, den Nationalcharakter besser studieren, als auf den Schuiten, weil man hier immer Leute von allen Geschlechtern, Ständen und Altern antrifft. Hier kann man oft eine Stunde lang fahren, ohne etwas weiter als einzelne Ja und Nein zu hören; sprechen aber einige etwas zusammen, so geben die anderen alle aufmerksam Achtung, auch selbst wenn sie es nur halb verstehen sollten. Inzwischen kann man doch nicht sagen, daß sie im Ganzen genommen grob und unfreundlich waren; denn ich habe mit wenigen ein Gespräch anzufangen versucht, ohne zu meinem Endzweck zu gelangen. Nichts thut dabei so gute Wirkung, als wenn man holländisch mit ihnen zu sprechen versucht; wenn man es auch noch so schlecht und jämmerlich macht, so schreckt sie das nicht zurück, sondern sie amüsieren sich dabei und suchen einem, so viel sie können, nachzuhelfen. Selten aber begegnet es einem Fremden, daß ihn ein Holländer zuerst anredet, es müßte denn gerade ein solcher sein, der auch schon oft außer Landes gewesen. So

ging es uns auf der Schuite vom Haag nach Leyden mit einem Menschen, der sich für einen Seeoffizier ausgab, allein wie ich glaube, wohl nur Schiffschirurgus sein mag. Weil wir farbige Beinkleider trugen, so sah man immer gleich, daß wir Fremde waren, und er mochte wohl ein paar Worte von dem, was wir sagten, verstanden haben; so faßte er endlich Herz und fragte mich: Etes-vous de Nassau Diez; als ich ihm hierauf mit Nein antwortete, that er bald darauf an meinen Freund Wyß die gleiche Frage, und wie ihm dieser dieselbe Antwort gab, sagte er: C'est dommage; car j'y ai un cousin. Auf dieses hin entspann sich ein ordentliches Gespräch unter uns. Er sagte uns: qu'il parlait français, anglais et latine, u. s. w. Er unterhielt uns mit Erzählungen von einem Zuge gegen die Schwarzen, dem er beigewohnt; allein da er alle Sprachen ganz jämmerlich sprach und das wenigste, was er sagen wollte, andeuten konnte, sagte er endlich, es sei doch fatal, daß wir uns nicht verständigen können, aber daher: que nous parlions allemand-français et lui hollandais-français.

* * *

Amsterdam, d. 31. Mai.

. . . Wir besuchten noch die Marineschule, die dem Arsenal gegenüber am Hafen liegt. Diese vortreffliche Anstalt ist noch nicht alt und vor etwa 27 Jahren gestiftet worden. Es werden darin 150 junge Leute zum Seewesen erzogen und, so wie sie tauglich sind, hin und wider placirt. Wir sahen einige, die schon einmal für ein paar Jahre zur See gewesen und die das nächste Mal wieder mit Lieutenantsrang mitgehen. Nichtsdestoweniger essen und schlafen sie jetzt noch mit den anderen Knaben und unterscheiden sich weiter durch nichts von ihnen, als daß einige von ihnen anders gefärbte Kleider tragen, da sonst die Matelotskleider der übrigen weiß sind. — Morgens um 4 Uhr

müssen sie aufstehen, und dann sind sie theils mit allerlei Arbeit beschäftigt, theils werden sie in alle dem, was das Seewesen angeht, unterrichtet. In ihrer Schule hängen Portraits großer holländischer Admirale und verschiedener Seeschlachten, besonders der bei Doggersbank[1]), auf die die Holländer noch immer sehr stolz sind. Aus der Art und dem Eifer, wie die Knaben sie den Fremden erweisen, sieht man, daß ihnen eine gewisse Liebe und Hochachtung dafür eingeflößt wird. Ihre Nahrung und ganze Einrichtung ist völlig so, wie sie dieselbe auf der See haben. Alle schlafen in einem großen Saal zusammen in Hängematten. Der Knabe, der mit uns herumging, führte uns zu der seinen, machte sie auf und stieg mit der größten Behendigkeit hinein. Sie bestehen aus einem Stück Segeltuch, das ungefähr die Form eines Weberschiffchens hat, in der Mitte weiter ist und sich gegen vorn und hinten verengert. Inwendig ist ein wollenes Tuch, um sich einzuwickeln, und noch etwas Bettzeug. Ist man hineingestiegen, so kann man sie, je nachdem man warm haben will, oder nicht, wieder zubinden. Unten im Hof steht ein Schiff mit aller Zubehör, Masten, Segeln und Tauwerk von 36 Schritten in der Länge, an dem die Knaben den ganzen Seedienst lernen müssen. Ungeachtet es regnete und also die Taue naß waren, stieg einer vor unseren Augen mit der größten Schnelligkeit die ganze Strickleiter hinauf bis oben auf den großen Mast und ließ sich dann an einem gewöhnlichen Tau wieder herunter. Wöchentlich müssen sie auch zwei Male exerzieren und werden im Schiffswesen geübt. Die meisten sehen munter und gesund aus und sind sehr höflich und artig gegen die Fremden. Sehr wohl gefiel uns bei dieser Einrichtung auch das, daß dem Fremden bei der Thür ein Geringes (5½ Stüber die Person) abge-

---

[1]) Das heiße aber unentschiedene Seegefecht in der Nordsee gegen die Engländer am 5. August 1781.

fordert wird, und wenn man nicht will, so hat man weiter nichts zu bezahlen. Schon seit dem ersten Tag unseres Hierseins hatten wir gewünscht, die Werften zu sehen; allein man sagte uns allerorten, es halte etwas schwer sie zu sehen zu bekommen, besonders wenn man keine gute Empfehlung habe. Endlich nachdem wir unsere Namen abgegeben und — ich weiß selbst nicht zu wie vielen Instanzen — uns gewandt hatten, bekamen wir die Erlaubniß, und ein Bedienter der Admiralität kam uns abzuholen. Zum Zeichen, wer er sei und damit man ihn allenthalben durchlasse, hatte er ein rotes mit Gold gesticktes Band, worauf drei Wappen, das des Prinzen, das des Staates und das der Admiralität, befindlich waren. Das Admiralitätsarsenal liegt am Hafen gleich voran an dem Quartier, wo die Schiffleute wohnen. Es ist mit allem versehen, was zur Ausrüstung eines Schiffes nöthig ist, Kanonen, Anker und einige andere Artikel ausgenommen, die, hier nur in geringer Anzahl vorhanden, sich in anderen Magazinen befinden. Es sind darin eine große Menge Segeltücher, Taue, Klötze und Kloben zu den Segeln, ferner Kartätschen, Ladschaufeln, Wüscher und was überhaupt zum Feuern gehört, mit einem großen Vorrath von Flinten, Pistolen, Säbeln und Messern, u. s. w. In einem besonderen Kämmerchen hat ein alter Constabel, der der Schlacht bei Doggerbank beigewohnt, eine Menge einzelner Stücke von allem, was zur See gehört, unter seiner Aufsicht. Eine Sache, die mir sehr wohl gefiel, sind die messingenen Messer, deren man sich statt der eisernen bedient, um die Pulverfässer zu öffnen und überhaupt mit dem Pulver umzugehen. Der Mann scheint einen erfinderischen Kopf zu haben. Unter anderem zeigte er uns auch eine Laterne, von seiner Erfindung. Diese ist so eingerichtet, daß das Licht nicht auf der Seite, sondern unten ausströmt. Dieses ist, wie er sagt, dazu gut, daß in einem Seegefecht der Constabel nicht von den Feinden gesehen werden

kann, wenn er im Finstern um das Stück herumleuchtet. Dieser machte uns viele Experimente mit dem Magnet und der einander entgegenwirkenden Kraft seiner Pole vor. Die Compasse für die Schiffe sind ungefähr 1/2 Fuß im Diameter. Sehr wohl gefiel mir dabei die Einrichtung, daß sie ganz beweglich sind und Spielraum haben, so daß sie immer horizontal stehen, das Schiff mag sich bewegen wie es will. Um das Magazin her sind gewaltig große Zimmerplätze, worauf eben Mastbäume gezimmert wurden. Die größten darunter bestehen aus zwei und mehr Stücken, die aber mit eisernen Banden gebunden und so genau gezimmert werden, daß man sie für ein Stück hält. — Alles dieses aber zusammengenommen, machte mir nicht so viel Vergnügen, als ich darüber empfand, ein Kriegsschiff zu sehen. Es liegen deren etwa acht im Hafen, die theils neu gebaut, theils renoviert werden. Man kann sie zwar von der anderen Seite nicht vom Land her sehen; allein in der Ferne sieht man sie doch bei weitem nicht für das an, was sie sind, wenn man wirklich darin herumgehen kann. Das, welches wir bestiegen, ist ganz neu und noch nicht ganz fertig. Es ist zu 78 Kanonen gebaut, hat 180′ in der Länge und gegen 50′ in der größten Breite. Man hat so viele Zeichnungen und Risse von Kriegsschiffen, daß ich es für unnöthig halte, Dir eine Beschreibung davon zu machen; denn das, was eigentlich das merkwürdigste ist, muß mit eigenen Augen gesehen werden, um die ganze Größe dieses Meisterstücks zu empfinden, das meines Bedünkens eines der größten ist, das die Hand des Menschen hervorbringt. Die Stärke, Schönheit und das erstaunende Ebenmaß, womit alles gebaut ist, kann nichts anderes als Bewunderung erwecken.

* * *

Haag, d. 4. Juni.

. . . Des Abends gingen wir noch nach dem Spinn- und Arbeitshaus, einer noch beinahe neuen Anstalt, die in den Plan-

tagen angelegt ist. Das Haus ist von einem beträchtlichen Umfang, und die Einrichtung ist, so viel man sehen kann, vortrefflich. Alle Zimmer sind groß, hoch und luftig, so daß man nirgends, selbst in den Schlafzimmern, nicht den geringsten Dunst oder übeln Geruch antrifft. Alle Tage werden alle Böden der Zimmer, die durchgängig mit Backsteinen besetzt sind, gewaschen und gescheuert, und überall herrscht die größte Ordnung und Reinlichkeit. In dem weiblichen Arbeitszimmer des Arbeit- und Werkhauses sind einige 100 Weibspersonen, die um Liederlichkeit und anderer nicht schwerer Verbrechen willen sitzen, beisammen und schlafen auch alle in einem Zimmer, das eine Treppe höher ist. Im Spinnhaus sind ungefähr 60 Weibspersonen, die alle gebrandmarkt sind. Mannspersonen sind kaum halb so viel als Weibspersonen. Um die Reinlichkeit noch mehr zu erhalten, sind auch zwei Bäder im Haus angebracht, eins für die männlichen und eins für die weiblichen Gefangenen, wo sie alle gleich bei ihrem Eintritt ins Haus hingebracht, ausgezogen, gewaschen, geschoren und umgekleidet und ihre alten Kleider verbrannt oder sonst auf die Seite gebracht werden.

* * *

Paris, d. 18. Juni.

Letzten Dienstag Abends sind wir endlich hier angekommen. Von Valenciennes nahmen wir die Route von Cambray und Peronne und kamen des Abends bis Roye, einem kleinen Städtchen in der Picardie, gegen die Grenzen von Isle de France. Wir hätten zwar noch weiter kommen können; allein weil wir doch des folgenden Tages noch gemächlich nach Paris kommen konnten, und man uns sagte, daß wir bis Senlis nirgends mehr würden bleiben können, so blieben wir dort und verreisten Morgens darauf etwas nach 5, wo wir dann um Mittag zu Senlis ankamen, dort zu Mittag aßen und um 3 Uhr wieder verreisten.

Der ganze Weg von Valenciennes bis Paris führt durch meist schöne wohl bebaute Gegenden; selten oder beinahe niemals ist das Land flach, sondern eine beständige Abwechselung kleiner Hügel und Thäler, ohne daß man doch einen beträchtlichen Berg bis in der Nähe von Paris antrifft. Nichts mangelt dem Land als Wasser; denn in den zwei Tagen sind wir nie über ein nur mittelmäßiges Flüßchen gekommen. Die schönste Stadt, durch die wir kamen, ist unstreitig Cambray; Senlis und Peronne sind weniger schön. Das letzte scheint außerordentlich stark befestigt zu sein, und wenn es nicht, wie es mir schien, von einem Hügel von der Westseite bestrichen werden kann, so ist es gewiß eine der stärksten Festungen, die ich noch je gesehen [1]). . . . Des Morgens gingen wir zum Frühstück ins Palais royal. Des Mittags essen wir im Hôtel de Bourbon, wo man sehr gut ißt, und des Abends trinken wir meist eine Limonade oder so etwas wieder im Palais royal. — Die entsetzliche Hitze, die seit einigen Tagen hier ist, hindert uns indessen sehr manchen Spaziergang zu machen, den wir sonst gewiß gemacht hätten. Wir haben bisher erst zwei eigentliche Spaziergänge gemacht, den einen in den Jardin du roi, der ganz auf der anderen Seite der Stadt am Ende des Quai St. Bernard ist, und auf dem Rückweg wollten wir noch die Bastille mitnehmen, deren Trümmer [2]) wir auch ganz ordentlich sahen, wo wir aber von der Schildwache nicht hineingelassen wurden. Der andere Spaziergang war in die Tuileries, wo der König die ganze Zeit, die er in Paris war, wohnte (gegenwärtig ist er in St. Cloud). Das Gebäude selbst ist alt und hat wenig Anzügliches. Desto größer und ausgebreiteter hingegen ist der Garten, der sich längs der Seine bis an die Place de Louis XV. zieht. Wir sind auch in der Kirche Notre Dame gewesen und durch den Louvre passiert,

---

[1]) Im Januar 1871 kapitulierte Peronne erst nach mehrtägigem Bombardement. — [2]) Nach dem 14. Juli 1789 zerstört.

dessen Colonnade gegen die Rues de Bourton und des Pouilles besonders bewundert wird.

den 21.

... Am Sonnabend machten wir unsere Besuche bei Herrn Meister[1]), Schweizer[2]) und Stockar[3]) und spazierten bei dieser Gelegenheit, so wie auch nachher des Abends, in der Stadt umher. — Gestern aßen wir mit der Gesellschaft Deutscher und Schweizer, die sich hier in einem Club zusammengetan, in dem ich auch schon war. Es waren viele Fremde und auch einige Frauenzimmer da. ... Am letzten Sonntag Morgen sind wir mit Herrn Director Stockar nach dem Champ de Mars hinausgefahren, um die Revue anzusehen, die der König über einen Theil der hiesigen Nationalgarde hielt. Der Champ de Mars ist ein sehr großer Platz, der von allen Seiten eingeschlossen ist und auf dem mehrere Tausend ganz bequem manoevriren können. Wir sahen den König, der mit dem Marquis de la Fayette[4]) und noch einem Herrn ritt. Er sieht den Portraits, die man von ihm hat, sehr ähnlich und ist außerordentlich stark für einen Mann von seinem Alter. Am Mittwoch gingen wir endlich zu Herrn Major Bachmann[5]), an den uns Herr Steiner empfohlen hatte, um uns dem Comte d'Affry[6]) vorzustellen. Bach-

---

[1]) Der seit 1769 ganz in Paris lebende, französischer Schriftsteller gewordene Zürcher Jakob Heinrich Meister. — [2]) Der von David Heß in seinem abenteuerlichen Leben geschilderte, in Paris lebende Johann Kaspar Schweizer („Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution", eingeleitet und herausgegeben von Jak. Bächtold, 1884), Gatte der Anna Magdalena Heß, Davids Base. — [3]) Direktor Felix Stockar (zu Stadelhofen), der 1796 starb. — [4]) La Fayette wurde gleich nachher, am 15. Juli, zum Generalkommandanten der Nationalgarde ernannt. — [5]) Der aus Näfels gebürtige Niklaus Franz von Bachmann (später 1802 und 1815 im Generalsrang Oberstkommandierender in der Schweiz). — [6]) Der später 1803 zum Landammann der Schweiz erhobene Graf Ludwig August Philipp d'Affry, aus Freiburg.

mann wohnt sehr weit von uns beinahe am Ende des Faubourg St. Germain. Er empfing uns ziemlich freundlich und entbot uns auf letzten Freitag um 2 Uhr zum Comte d'Affry hin. . . . In Vincennes spazierten wir ein wenig im Park herum, der ziemlich groß ist. Das Schloß selbst ist ein altes Gebäude und nach dem Geschmack der mittleren Zeit mit vielen Thürmen versehen. Auf dem Schloßplatz sahen wir viele junge Leute aus Paris auf dem Rasen tanzen. Dies Vergnügen, das wir gestern auch im Bois de Boulogne ansahen, scheint den Franzosen sehr zu gefallen. Es ist sich aber auch in der That nicht zu verwundern, indem sie keine Ursache haben, sich des öffentlichen Tanzens zu schämen; denn beinahe jeder hätte bei uns für Tanzmeister passieren können. . . . Freitag Nachmittag um 2 gingen wir zum Grafen d'Affry, der uns vor sich kommen ließ, ein Paar Worte mit uns sprach und dann mit der Einladung auf das Mittagessen wieder ins Vorzimmer zurückschickte. Hier versammelten sich nach und nach in die 20 Personen, wovon die meisten Gardeoffiziere waren, die aber Bürgerkleider trugen, weil es hier nicht Sitte ist, daß die Offiziere außer dem Dienst die Uniform tragen. . . . Heute machten wir nach 12 der Frau Schweizer unsere Aufwartung, wo wir über eine halbe Stunde blieben und das einstimmige Zeugnis jedermanns, der sie kennt, daß sie eine äußerst unterhaltende Person sei, bekräftigen mußten. Wir wurden auf morgen zum Essen eingeladen.

* * *

Paris, den 6. Juli.

. . . . Wir kamen zur bestimmten Zeit hin und bald darauf Stockar allein, weil eben Eschers Vater mit Herrn Rathsherr Usteri und Paulus[1]) angekommen waren. Wir trafen bei

[1]) Rathsherr Johann Martin Usteri war der Vater des 1763 geborenen Dichters Johann Martin und des jüngeren 1768 geborenen Paulus,

Herr Schweizers eine kleine aber ausgesuchte Tischgesellschaft an, worunter besonders ein gewisser Herr Bergasse von Marseille, der Deputirter bei der Nationalversammlung ist, merkwürdig ist. Es ist ein Mann, der nichts weniger als schön, sondern wirklich häßlich ist; allein so bald er zu reden anfängt, so vergißt man dies ganz und bewundert bloß den angenehmen und geistreichen Gesellschafter. Er ist daneben ein bißchen Schwärmer, wiewohl nicht der guten Art [1]). Nach Tische gingen wir sogleich weg, P. Usteri aufzusuchen, den wir auch im Palais royal antrafen, wo er mit Escher spazierte. . . . Des ersten Morgens frühe erhielten wir von Herrn Meister Eintrittsbillets in die Nationalversammlung. Wir mußten uns sogleich anziehen, um noch einen erträglichen Platz zu bekommen. Wir kamen um 8 Uhr hin, und doch war es schon ziemlich voll, ungeachtet die Deliberationen erst um 9½ Uhr anfingen. Es ist unstreitig ein merkwürdiges Schauspiel, die Männer bei einander versammelt zu sehen, denen das Wohl von 25 Millionen Menschen anvertraut ist; doch wird die Ehrfurcht, die sonst gegen eine solche Versammlung natürlich ist, durch die Unordnung, den Lärm und die Unterbrechungen, nicht bloß von Seite der Mitglieder, sondern auch der Zuschauer, um vieles vermindert. Wir hörten verschiedene von den vorzüglichsten Rednern, Mr. Treilhard [2]), de Mounier [3]),

---

über den Ludwig Meyer von Knonau, der Jugendfreund, 1829 das Neujahrsblatt der Zürcher Stadtbibliothek schrieb (Paulus war schon 1795 gestorben). — [1]) Wohl Nicolas Bergasse, der aber aus Lyon stammte und von dort zu den Etats généraux abgeordnet worden war; 1794 gefangen gesetzt, entging er, weil erst nach dem 9. Thermidor nach Paris transportiert, dem Tode. Er wird beurteilt: «Il est au nombre de ces hommes faibles et imprévoyants qui après avoir déchaîné la tempête révolutionnaire font ensuite de vains efforts pour la conjurer». — [2]) Treilhard, später Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, Vertreter Frankreichs am Rastatter Kongreß, als Direktor erwählt. — [3]) Das ausgezeichnet achtungswürdige, von Grenoble stammende Mitglied der Nationalversammlung, das nach 1790 Frankreich verließ.

le Camus[1]), u. a. m. Man handelte besonders über das Patronatsrecht und über die Maßregeln, die in Rücksicht auf die in Tabago ausgebrochenen Unruhen[2]) zu nehmen seien. Die Versammlung dauerte bis Abends um 3½. . . . . Am 3. Abends gingen wir zusammen ins Theater aux Français. Man gab L'honnête criminel und Les deux pages; die hier vorkommende Rolle des Königs von Preußen wurde ausnehmend gut gespielt. Allein das merkwürdigste bei der ganzen Sache waren zwei Freiburger, die die Regieruug nach den letzten Unruhen auf die Galeeren geschickt hatte. Diese sind aber von der Nationalversammlung losgelassen worden, und sie wurden von einer großen Menge ihrer Landsleute sowohl, als von den Offizieren der Nationalgarde, in ihrem Galeerenhabit, begleitet[3]). . . . . Am 5. gingen wir nach Tische nach St. Cloud, das jenseits der Seine liegt, um die Wasser springen zu sehen, welches immer den ersten Sonntag im Monat geschieht. Der Park, der an einem kleinen Berg angelegt ist, ist sehr schön, und die Wasserkünste sind allerdings königlich, besonders der große Springbrunnen, der sein Wasser wenigstens 70 Fuß hoch treibt. Weiter oben auf dem Hügel liegt das Schloß, das die Königin vor einigen Jahren dem Herzog von Orleans abgekauft hatte. Es ist ein schönes, geschmackvolles und ziemlich großes Gebäude. Weil heute jedermann frei hineingehen konnte, so benutzten auch wir die Gelegenheit. Die Zimmer des Königs und der Königin sind schön, besonders aber äußerst geschmackvoll. Die Lage des

---

[1]) Jansenist, in den Diskussionen bei Schaffung der Constitution civile du clergé hervortretend, später Mitglied des Rathes der Fünfhundert. — [2]) Der Anfang der durch die Beschlüsse der Nationalversammlung geweckten, 1791 auf San Domingo ausbrechenden Revolution der Farbigen. — [3]) Es sind die beiden wegen der Unruhen von 1780 bis 1782 Verurteilten Sudan und Huguenot (vergl. Stern, in der Revue historique, 39. Bd., S. 284).

Schlosses und die Aussicht über Paris und die Seine sind so herrlich, als man sie nur wünschen kann.

...Am 7. des Abends wurden wir einig, auf den Champ de Mars zu gehen, den Arbeiten zuzusehen und allenfalls selbst etwas zu arbeiten. Man arbeitet nämlich daselbst, um Einrichtungen auf die bevorstehende Conföderation zu treffen, wozu aus allen Städten Frankreichs Deputirte geschickt werden. Weil nun das Fest sehr nahe ist, so geht in Paris alles, was Leben und Athem hat, hinaus zu arbeiten, und um dieses Schauspiel mit anzusehen, gingen auch wir. Wir waren aber noch nicht über den Pont de Louis XVI., so verlor ich die andern schon im Gedränge. Nichts destoweniger ging ich aber doch hinaus. Ungeachtet das Feld sehr ausgedehnt ist, so wimmelte es so von Menschen, daß man sich immer in Acht nehmen mußte, nicht gestoßen oder von den Wagen und Schubkarren umgeworfen zu werden. Alles — Männer, Weiber und Kinder — arbeiteten gleich unverdrossen. Immer sah man Züge mit Trommeln und Fahnen daherkommen, und viele Tausende, die arbeiten wollten, mußten unverrichteter Sache dastehen, weil sie keine Arbeit finden konnten. Die Zurüstung ist ganz simpel; auf dem sonst ganz ebenen Platz wird in der Mitte ein Hügel aufgeworfen, der mit Gerüsten wird besetzt werden. Rund herum wird die Erde weggegraben und auf alle Seiten hinaufgeführt, so daß sich diese in Form eines Amphitheaters erheben. Uebrigens wird der Platz dadurch ganz verderbt, und ich, der ich ihn vor drei Wochen sah, hätte ihn beinahe nicht wieder erkannt.

Den 8. Morgens im Rückweg aus dem Palais royal blieben wir über eine Stunde auf der Place des victoires stehen, um zuzusehen, wie man die Sclaven von der Bildsäule Ludwigs XIV. wegnahm, die ihm der Herzog von Feuillade hatte aufrichten lassen, weil — sagt die Nationalversammlung — Frankreich

jetzt keine Sclaven mehr kennt und diese Sclaven die Franche Comté und manche andere von Ludwig XIV. eroberte Provinzen vorstellen.

Immer vermehrt sich jetzt hier die Volksmenge, und beinahe stündlich kommen noch immer Deputirte an. Die Stadt sieht bald einem Lager ähnlich. Außer der großen Menge gardes nationales von Paris, die sich gegen 43,000 belaufen und wovon ein großer Theil beständig die Uniform tragen, sind jetzt noch Tausende von Fremden hier. Es sieht gegenwärtig im Palais royal aus, wie auf einem Jahrmarkt, und wenn es erst zu regnen anfängt, wie es seit 14 Tagen oft der Fall ist, so ist das Gedränge unter den Arcaden so arg als möglich. Im Hôtel de Bourbon haben sie jetzt statt 4 gegen 14 Tische, wovon manche auf einem Hof und einer sogar in der Wagenremise aufgestellt ist, und gleichwohl muß man um 2 Uhr dort sein, wenn man einen Platz finden will, da man sonst 1/4 auf 3 noch zeitig genug kam. Uebrigens läßt sich das Wetter jetzt nicht zum besten an; wir haben häufig Regen, daher man jetzt auch häufig im Scherz sagt: que le bon Dieu était aristocrate.

Den 14. machten wir uns, um ja nicht zu spät zu kommen, um 4 Uhr auf und gingen an den Platz, wo wir den Tag vorher Plätze bestellt hatten, um wenigstens den Zug vorüberziehen zu sehen, weil man versicherte, daß der Champ de Mars schon mit dem Anbruch des Tages voll sein würde und wir im Wahn standen, wegen der Menge selbst unsere Plätze nicht zu bekommen, wenn wir nicht sehr zeitig hingingen. Wie wir hinkamen und eine Weile gewartet hatten, fiel uns ein, doch noch geschwind über das Wasser zu gehen, um zu sehen, wie es im Champ de Mars aussehe. Escher, Wyß und ich gingen hinüber; allein wie groß war unser Erstaunen, als wir kaum 1/16 Theil des Amphitheaters besetzt fanden. Escher und ich entschlossen

uns sogleich, da zu bleiben und unsere Plätze im Stich zu lassen, und weit entfernt es uns genügen zu lassen, hatten wir alle Ursache, mit unserm Entschluß zufrieden zu sein. Wir sahen alles, so wie wir es uns nur wünschen konnten, und da das Gedränge auf unserer Seite nicht gar zu stark war, so konnten wir uns, so oft es zu regnen anfing, unter die Zelte und Baracken flüchten, die hinten am Amphitheater aufgeschlagen waren. Wir waren 13 Stunden auf dem Champ de Mars. Die Feierlichkeit beschreibe ich nicht, weil die Beschreibung davon, die ich habe, vollständig und genau ist; nur etwas ist darin übertrieben, nämlich die Zahl der Zuschauer, die sie auf 1,500,000 angiebt, und die sich auf dem Champ de Mars etwa auf 200,000 mögen belaufen haben. Viele Tausende kamen nicht, weil sie das Gedränge stärker glaubten, und noch mehrere, weil sie sich fürchteten. .... Am 15. gingen wir in die Gobelins, wo wir bei Anlaß des Festes auch die Gallerien sahen, wo die Stücke, die man aufbewahrt, bei feierlichen Anlässen gezeigt werden. Sie sind meistens von außerordentlicher Schönheit und übertreffen besonders in Hinsicht auf den Glanz und die Schönheit der Farben die schönsten Malereien. Hierauf besahen wir die Werkstätte, sowohl der haute als der basse lice. In der ersten stehen die Rahmen, worin der Zettel gespannt ist, perpendiculär, und der Arbeiter sitzt dahinter, so daß man sehen kann, wie und was er arbeitet; bei der letzteren hingegen liegen sie horizontal. Das Gemälde, nach dem das Stück gearbeitet wird, hat der Arbeiter hinter sich hängen; es wird auf Oelpapier durchgezeichnet, und so werden dann die Umrisse auf den Zettel aufgethan, so daß dem Arbeiter nur die gute Auswahl der Farben übrig bleibt.

Den 17. Diesen Morgen gingen wir mit P. Usteri in eine Audience publique bei Herrn Necker, um diesen merkwürdigen Mann, von dem jetzt so verschieden geurteilt wird, auch

einmal selbst zu sehen[1]). Die Audienz dauerte etwa 10 Minuten, und wir gingen, ohne ein Wort zu sagen, wieder weg.

. . . . . Noch im Einfang des Parks von Versailles liegt das große und kleine Trianon, wovon das letztere, das der Königin gehört, sehr merkwürdig ist. Es besteht aus einem kleinen Schloß und einem englischen Garten. Das erste ist sehr niedlich eingerichtet und möbliert, ohne allzu kostbar zu sein, und besonders im Zimmer der Königin findet man, wie auch in Versailles und St. Cloud, die Porträts ihrer Mutter, der Kaiserin Maria Theresia, und ihrer Geschwister. Der Garten ist der schönste, den ich noch je gesehen; noch nirgends fand ich die Täuschung so groß. Der Park von Versailles mag wohl ungeheuer groß, der Park von Schwetzingen ebenso ungeheuer ausgedehnt und prächtig dazu sein; aber so glückliche und einfache Nachahmung der Natur fand ich noch nie. Nicht bloß die Grotten, Inselchen, Bäche, Teiche und einzelne Gehölzpartien sind sehr der Natur entsprechend, sondern auch, was sonst selten der Fall ist, die Gebäude. An einem Ort steht eine Gruppe von Bauernhäuser beisammen, die im äußern so schmucklos sind, daß man schwören möchte, es wäre ein kleines Dörfchen. Inwendig hingegen sind diese Häuschen dann freilich nicht mehr so simpel und bescheiden. Mehrere Pavillons stehen auch gleich am Anfang nahe am Schloß, und in einem derselben sieht man die indianischen Gesandten, die vor einigen Jahren zu Paris waren, sehr gut abgebildet . . . .

Den 24. gingen wir Abends mit Herrn Stockar in die Assemblée nationale; wir warteten aber die Sitzung nicht aus, weil ein sehr langweiliges Geschäft, nämlich ein Prozeß über

---

[1]) Necker war, nach seiner am 11. Juli 1789 geschehenen Entlassung als Minister, seit den darauf folgenden Ereignissen zurückgekommen, anfangs jubelnd begrüßt; im September 1790 nahm er seine Entlassung.

die Erbschaft eines zu Venedig verstorbenen Jean Thiery, verhandelt wurde; wir gingen um 9½ wieder weg.

Den 25. Morgens spazierte ich in die Champs élysées und sah nachher den König, die Königin und Monsieur [1]) in die Messe und wieder zurückgehen. Wir konnten in einen Vorsaal hinaufkommen, wo sich die Leute in zwei Reihen stellen mußten, durch die der Hof passierte. Die Königin fand ich nichts weniger als schön, und mein Urteil wurde auch von meinen Gesellschaftern bestätigt.

* * *

Lyon, 7. August.

Letzten Sonnabend um 11 Uhr des Nachts verreisten wir mit der Diligence von Paris. Die Reisegesellschaft war zum Glück sehr gut zusammengesetzt, und ungeachtet sie ganz voll war, so war doch kein Mensch darin, den ich die geringste Ursache gehabt hätte, weg zu wünschen. Bis Chalon sur Saone fuhren wir zu Land, und von da bis Lyon zu Wasser. Die Gegend, durch die wir kamen, verdient allerdings unter die schönen Länder gezählt zu werden. Nur selten kamen wir in Gegenden, von denen man sagen konnte, daß sie öde und schlecht bebaut wären, und nie in ganz unfruchtbare, wie wir diesen Frühling so manche angetroffen haben. Die Ufer der Saone aber von Chalon bis hier sind eine der schönsten Gegenden, die ich noch je gesehen, besonders das rechte Ufer, an welchem sich durchgehends ansehnliche Berge in Form eines Amphitheaters erheben, die untenher mit Fruchtfeldern und Weinbergen und oben bis auf die Gipfel mit Holz und Wiesen bedeckt sind und nur selten eine unfruchtbare Stelle sehen lassen. Am Fuß dieser Berge liegt eine Menge Flecken, Schlösser, Dörfer und Städtchen, die an manchem Ort fast so nahe bei einander sind, als an den

[1]) Der spätere König Ludwig XVIII.

Ufern unseres Sees. Schade ist es, daß in dieser Gegend im letzten Jahr eine Menge Schlösser und Landhäuser von Räubern und dem aufrührerischen Landvolk geplündert und zerstört worden. — Die Reise war übrigens nicht so ermüdend, wie sie in verschiedenen anderen Diligencen sein soll. Die erste Nacht ausgenommen, hatten wir immer alle 24 Stunden 6 bis 7 Stunden Rast. Den ersten Tag aßen wir zu Montereau zu Mittag, einem kleinen Ort an der Yonne, wo der Herzog von Burgund Jean sans Peur auf der Brücke von den Anhängern des Dauphins Karl 1419 ermordet worden ist. Sein Schwert sieht man jetzt noch in der Kirche aufgehängt. Des Abends kamen wir nach Sens, einem eben nicht kleinen, aber auch nicht schönen Ort, wo wir noch ein wenig spazierten und die Kathedralkirche besahen, die durch das Monument des verstorbenen Dauphins[1]) und seiner Gemahlin, der Eltern des jetzigen Königs, merkwürdig ist; auch ist das Monument des Marschalls de Muy[2]) in dieser Kirche. Des folgenden Tags aßen wir zu Auxerre zu Mittag. Der Ort scheint von Ferne nicht übel und mag auch eben nicht schlecht sein; allein die Straßen sind sehr öde und leer. Des Abends kamen wir nach Cussy les Forges, wo wir übernachteten. Wir aßen in Saulieu zu Mittag, einem artigen Landstädtchen, das nach alter Art befestigt ist, und kamen des Abends nach Autun, einer artigen Provinzialhauptstadt, die an einem Berg liegt und verschiedene nicht üble Kirchen und einige hübsche Plätze hat. Von hier mußten wir den 4. Morgens um 1 Uhr verreisen. In Chalon, wo wir um 8 ankamen, aßen wir zu Mittag und schifften uns um 12 auf der Saone ein. Zwischen Autun und Chalon hat man mehrere beträchtliche Berge zu

---

[1]) Der 1765 verstorbene Sohn Ludwigs XV., Ludwig, Gemahl der kursächsischen Prinzessin Maria Josepha. — [2]) Der Marschall Graf de Muy, der als Edelknabe dem Dauphin Ludwig sehr lieb gewesen war, gestorben 1775.

passieren. Des Abends kamen wir nach Macon, einer artigen Provinzialstadt, worin manche recht hübsche Gebäude waren. Auch das Haus, wo wir logierten, Au palais royal, ist ein schöner Gasthof für einen kleinen französischen Ort. Den 5. kamen wir bei Trevoux, dem Hauptort des Fürstentums Dombes, einer hübschen Stadt, die an einem steilen Hügel liegt, und der Isle de St. Barbe, einem häufig besuchten Belustigungsort der Lyoner, der mitten in der Saone liegt, vorbei. Lyon sieht man nicht, bis man dicht vor Bourgneuf ist, einem der schlechtesten Quartiere der Stadt, wo die meisten Arbeiter wohnen und in dem die Unruhen ihren Anfang genommen haben. Wir nahmen unser Quartier im Hôtels des quatre nations.

* * *

Grenoble, den 14. August.

Gestern Abend sind wir nach einer angenehmen und glücklichen Reise hier angekommen. Der Weg von Lyon bis hier geht anfangs durch ziemlich ebene Gegenden, die, ohne unfruchtbar zu sein, dennoch ziemlich öde und unbebaut sind; nachher fängt das Land an bergig zu werden. Wir übernachteten zu St. Pierre; gestern aßen wir zu Moirant und kamen ungefähr um 7½ Uhr hier an. Die Gegend, durch die wir auf der zweiten Tagereise kamen, ist schöner als die der ersten. Wir kamen zwischen beträchtlichen Bergen hindurch und gleich hinter Grenoble liegen manche, die noch mit Schnee bedeckt sind. Uebrigens ist die Lage dieser Stadt sehr schön und romantisch. Sie liegt in einem schmalen Tal der Isère, das auf allen Seiten mit hohen Bergen umgeben ist. Einige davon sind bloße Felsen, andere durch ihre wunderbare Gestalt merkwürdig. Die Gegend ist sehr angenehm und fruchtbar.

* * *

Den 16.

Hier haben wir die angenehmste Lebensart von der Welt. Die so große Menge Freunde und Bekannte, die wir hier haben [1]), läßt uns keinen Augenblick uns allein übrig, wenn wir es nicht selbst wollen. Tagtäglich sind wir sowohl zum Mittag-, als zum Nachtessen zu jemand hingebeten. Des Morgens nach 9½ bis 10 machen wir gewöhnlich Besuche; nachher gehen wir mit auf die Parade, die bald bei der Kaserne und bald in dem Garten des Hôtel de ville aufgezogen wird, einem sehr schönen Platz, der zugleich zum öffentlichen Spazierplatz dient. Des Abends gehen wir meist spazieren, bald im Tal umher, irgend eines der hübschen Bauerngüter zu besuchen, die in dieser Gegend sehr artig eingerichtet sind, bald auf den um die Stadt her liegenden Bergen herum. Einmal spazierten wir nach dem Stift Mont Fleury, das etwa ½ Stunde über der Stadt liegt und wo man wieder eine der herrlichsten Aussichten über Grenoble und das ganze Tal hat, ein ander Mal nach der Ermitage, die in gleicher Entfernung auf einer anderen Seite liegt. Sie ist oben an einem ziemlich hohen Rebhügel ganz an einem kahlen Abhang und besteht aus einem kleinen Häuschen und einem Stall, der in einer natürlichen Höhle sich findet, und etwa 60′ höher im Felsen ist noch eine Höhle, in die man durch einige im Zickzack gehende Treppen und Felsenwege hinaufsteigt; von da hat man eine schöne Aussicht über die Täler des Drac, der Romanche und Isère. Auch haben wir in der Stadt die artige Stadtbibliothek und das ziemlich ansehnliche dabei befindliche Naturaliencabinet besucht, das allerdings sehenswert ist. Die Kathedralkirche ist kein übles Gebäude.

* *
*

---

[1]) In Grenoble lag das zürcherische Regiment Steiner in Garnison.

Den 20. August.

Seit meinem letzten Brief habe ich wieder eine sehr angenehme Tour gemacht. Wir sind letzten Montag Morgen mit meinen beiden Vettern Hirzel, Füßli und Cadet Hirzel (hinter Zäunen) von hier nach der großen Chartreuse verreist. Dieses Kloster, das erste und vornehmste dieses Ordens, dessen Vorsteher zugleich General des ganzen Ordens ist, liegt ungefähr 5 bis 6 Stunden von hier im Gebirge gegen Savoyen. Wir ritten um 5 Uhr hier weg und nahmen den Weg über Mont Fleury; wir mußten über zwei Stunden immer steigen und kamen zuletzt in Gegenden zwischen ganz gewaltigen Felsengebirgen und durch Bergtäler, die wenigstens um volle vier Wochen später in der Vegetation sind, als das Thal, worin Grenoble liegt. Jetzt mußten wir beinahe wieder zwei Stunden bergunter steigen, und oft so steil, daß wir die Pferde führen mußten. Auch wurden wir durch einen Mantel, den Louis Hirzel verlor, über eine Stunde aufgehalten. Endlich kamen wir an den Eingang des Thales, wo die Karthaus liegt und das mit einem Thor verwahrt ist, das einen Paß zwischen den auf beiden Seiten zusammenlaufenden Felsen völlig schließt. Von hier geht es beinahe wieder 1/2 Stunde sehr steil bergan. Zuerst kommt man an das Gebäude, wo die Mönche ihre Tücher und andere Kleidungsbedürfnisse verarbeiten lassen, und etwas höher liegt das Kloster selbst. Wir wurden in ein Zimmer geführt, und gleich 1/4 Stunde nachher stand unser Essen, das in 7 bis 8 Schüsseln bestand, die alle zugleich auf die Tafel gesetzt wurden, schon bereit. Ehe wir noch ganz mit dem Essen fertig waren, kam einer von den Patres zu uns. Er war ein Mann von 46 bis 50 Jahren und schien für seinen Stand sehr vernünftig zu sein. Er zeigte uns die Merkwürdigkeiten des Klosters, wovon das Naturaliencabinet, das er selbst, und zwar erst vor 6 Jahren, zu sammeln angefangen, das wichtigste ist. Es enthält bereits

manche seltene Stücke und ist besonders gut eingerichtet. Freilich ist auch Quark darunter und Sachen, die nicht in ein Naturaliencabinet gehören. Die Kirche, wo wir der Vesper beiwohnten, ist nun die einfachste, die ich je in einem Kloster gesehen. Jeder Pater hat sein besonderes kleines Häuschen und Gärtchen. Derjenige, in dessen Häuschen wir waren, hat unten eine Werkstatt und davor die völligen Drechsler-Werkzeuge und nebenan noch eine kleine Kammer für seine Geräthschaften. Eine Treppe höher sind eine Art Vorzimmer, die Schlafkammer und noch ein kleines Cabinetchen, wo der Betstuhl, einige Bücher, u. s. w., sich befinden. Diese kleinen Annehmlichkeiten und Gemüthlichkeiten, die der Karthäuser vor anderen Mönchen, die nur eine einzige kleine Zelle zum Käfig haben, voraus hat, sind eine Art Entschädigung für sein übriges hartes Leben, da ihm das Fleisch ganz untersagt ist und er tagelang eingesperrt mit niemand sprechen darf. Daher kommt es auch, daß manche nach und nach ihr Elend nicht mehr fühlen und gleichsam abgestumpft werden. Der, in dessen Zelle wir waren, gehört in diese Klasse. Er schien zufrieden zu sein, und doch verräth sein ganzes Wesen und die Aufführung, daß er bei dem Anblick so vieler ganz fremder Menschen beinahe außer sich war; kurz: er betrug sich gerade so, wie ein Hündchen oder ein anderes Thierchen, das einen halben Tag eingesperrt gewesen und dann plötzlich wieder losgelassen wurde. Nachher zeigte man uns noch die um das Kloster her liegenden Gebäude, wo sie ihre Maurer, Zimmerleute, Schreiner, u. s. w., haben. Nach 6 Uhr aßen wir zu Nacht und gingen hierauf noch ein wenig spazieren. Zum Nachtlager wies man jedem sein besonderes Zimmerchen an, wo er außer seinem Bette noch einen Tisch, zwei Stühle und einen Betstuhl hatte. — Des folgenden Morgens um 6 Uhr gingen wir mit dem Unteroffizier des Detachements, welches das Regiment den Karthäusern zu ihrer Sicherheit bewilligt hat, die Kapelle des h. Bruno und

noch eine andere, die ebenfalls oben am Kloster liegt, zu besichtigen. Sie sind beide sehr simpel. Wir stiegen hierauf mit ihm noch ungefähr eine Stunde lang das Thal hinauf bis an die sogenannte Croix de Savoye, wo wir eine sehr schöne Aussicht über einen Theil von Savoyen hatten, die noch weit schöner und ausgebreiteter gewesen wäre, wenn nicht das Wetter ziemlich neblig gewesen wäre. Hätten wir Zeit genug gehabt, so wären wir zum großen Kreuz hinaufgestiegen, das oben auf dem Felsenberg rechts neben dem Kloster steht und von wo man bei hellem Wetter bis nach Lyon sehen soll. Wir verloren aber nicht viel; denn die trübe Luft hätte uns ohnehin keine weite Aussicht verstattet. — Um 11 Uhr aßen wir, machten hierauf noch dem Pater General unsere Aufwartung und ritten nach 12½ Uhr wieder weg. Jetzt nahmen wir den Weg über Voreppe. Auf dieser Seite hat man beinahe zwei Stunden, um von der Karthaus bis vor das Ende des Thales zu kommen, das wieder mit einer Porte verschlossen ist. Dieser ist der merkwürdigste Theil der ganzen Tour. Ueber 5/4 Stunde geht der Weg immer an einem Abgrund vorbei, in dem sich tief ein Waldstrom durch hinuntergefallene Felsenmassen durchdrängt und den Fuß der Felsengebirge, die sich auf beiden Seiten erheben, bespült. Der Weg ist an den meisten Orten in die Felsen eingehauen und ungefähr so breit, daß zwei Personen, und oft selbst diese nicht, neben einander reiten können. Anfangs geht er auf der rechten Seite des Waldstromes, und oft kann der, der außenher reitet, gerade senkrecht vom Pferd herunter in den Abgrund sehen. Man steigt indeß immer hinunter und kommt endlich an eine Brücke, die über das Wasser führt, und wo allein man beinahe Gelegenheit hat, die große natürliche Schönheit des Ortes zu betrachten. Jetzt geht der Weg auf die linke Seite, zwar nicht mehr so hoch, aber nicht breiter, oft unter überhängenden Felsen hindurch, und den Weg

selbst ausgenommen sieht man wenig oder gar keine Spuren menschlicher Arbeit. Endlich kommt man an ein offenes und weiter unten an ein zugeschlossenes Thor, das, wie dort, wo wir hereinkamen, das Thal zwischen den auch hier zusammenlaufenden Felsen schließt. Ungeachtet die Gegend da, wo man herauskommt, noch sehr wild ist, so fühlt man doch, wenn man hineinkommt, ein gewisses Gefühl, als wenn einem wieder weiter ums Herz würde, weil man wieder Spuren von anderen Menschen sieht. Gleich außerhalb des Thores ist eine Eisenschmelze, und von hier an geht der Weg ein Paar Stunden durch ein ziemlich ebenes und fruchtbares Land bis an den Berg oberhalb von Voreppe, wo der Weg wieder so schlimm als je ist, so daß es beinahe halsbrecherisch ist, hier zu reiten. Zu Voreppe fanden wir auch einige Offiziere, mit denen wir zurückritten. Ein Ungewitter nöthigte uns, auf halbem Wege eine Stunde Halt zu machen, und um 8 Uhr kamen wir in Grenoble an.

* * *

St. Michel, d. 23. August.

Nun sind wir wieder auf einem anderen Boden, obgleich wir noch immer in einem Lande sind, wo man französisch spricht. Dies ist in ganz Savoyen noch die Landessprache, ungeachtet hier sowohl als schon in der Dauphiné noch ein Patois daneben gesprochen wird. Unsere Reise, seit wir Grenoble verlassen haben, ist immer ganz schweizerisch, und heute und gestern sind wir durch Gegenden gekommen, die so wild sind, als irgendwo in der Schweiz. Von Grenoble fuhren wir durch ein fruchtbares und schönes Thal hinaus, durch welches die Isère fließt und das zu beiden Seiten mit hohen Bergen eingeschlossen ist, wovon einige auf der Südseite oben noch ziemlich viel Schnee haben. Sonst ist das Land sehr wohl bewohnt und gut bebaut. Eine Strecke weiter oben liegt Fort Barraux, ein

französischer Grenzort gegen Savoyen, den wir rechts liegen ließen. Es ist nicht weitläufig, aber sehr wohl gelegen auf einem Hügel und scheint fest zu sein, ist aber nicht hoch; nur sollte man glauben, nach bloßem Augenmaß zu urtheilen, daß es von einem Hügel auf der anderen Seite der Straße bestrichen werden könnte. Hier sieht man hinten in einem Thal, das sich zur Rechten öffnet, einen schönen Schneeberg. Eine kleine halbe Stunde weiter kommt man an eine kleine Brücke, und jenseits derselben ist man im Savoyischen. Wir wurden angefragt, aber nicht visitirt. Im Savoyischen sind die Straßen nicht mehr so breit, wie in Frankreich, aber doch noch gut und wohl unterhalten. Bis Montmelian, wo wir übernachteten, ist die Gegend noch ungefähr so, wie die, wo wir des Morgens durchkamen. Auf dem Feld bei Montmelian war ehemals eine starke Bergfestung, die aber von den Franzosen im letzten Jahrhundert zerstört ward. Hier geht eine steinerne Brücke über die Isère, auf der ich bei einbrechender Nacht noch ein wenig spazierte. Die Aussicht ist zwar nicht sehr ausgedehnt; allein die schönen Berge und Felsen, der Fluß, u. s. w., machen sie sehr angenehm. Diese Nacht bekamen wir ein ziemlich starkes Gewitter, wo wir den Donner wieder zum ersten Mal recht in den Bergen rollen hörten. Das dauerte bis am Morgen, und wir verreisten noch unter Donner und Blitz. Gestern aßen wir zu Aiguebelle zu Mittag; die Gegend ist schon viel wilder, als im Französischen, und der Arc, den wir jetzt drei Tage zum Gefährten haben werden, ist im gleichen Verhältnis wilder, als die Isère. Immer geht der Weg durch ein bald mehr bald minder enges Thal, das oft nur so breit ist, daß die Straße bald auf der einen und bald auf der anderen Seite des Flusses, der bald tiefer, bald beinahe der Straße gleich fließt, noch Platz hat; und doch ist sie oft so schmal, daß kaum zwei Wagen sich ausweichen können. Wo das Thal sich wieder erweitert oder die

Berge, die es einschließen, fruchtbar und nicht bloße Felsenwände sind, ist das Land meist wohl bebaut und bewohnt, und mancher Fleck ist hier benützt, der an jedem anderen Ort wüst läge. An vielen Orten sind Weingärten oder auch andere Pflanzungen am Fuß von Felsen angelegt, von denen immer Stücke sich losreißen und dem Arbeiter bei ihrem Sturz manchen Schweißtropfen zu nichte machen. Eben diese Bergfälle und Steinschlipfe machen den Weg für einen Reisenden, der dessen ganz ungewohnt ist, und selbst einem Schweizer, der nicht in den inneren Kantonen gewesen ist, fürchterlich. Oft ist alles neben der Straße und der ganze Abhang mit Felsenstücken besäet, und manches hängt so lose, daß es bei der geringsten Erschütterung den Vorüberreisenden zu zerschmettern droht. Auf der anderen Seite ist dann der Fluß, der unter allen Gestalten sich als ein wahres Wildwasser zu erkennen giebt. Bald rauscht er in ein enges Bette zusammengezwängt mit lautem Brausen zwischen den hinuntergestürzten Felsenmassen hindurch, und bald fließt er sanft in vielen kleinen Bächen.

* * *

St. Ambroise, d. 25.

Gestern nach Tische sind wir den Mont Cenis passiert und haben endlich den Arc verlassen. Jeder von uns bestieg ein Maultier, und so begannen wir in Begleit der Treiber unsere Fahrt. Das Phlegma dieser Tiere ist beinahe unglaublich. Wir hatten zwei kleine Stunden zu steigen, und je höher wir kamen, je besser sahen wir die Berge um uns her und besonders einen schönen Schneeberg. Ist man einmal auf der obersten Höhe, geht es ungefähr eine Stunde theils eben fort, theils sachte herunter. Die Gegend ist noch fruchtbar und völliger Alpenboden. Aussicht hat man weiter keine, als das Thal selbst, und der darin liegende See ist, weil das Thal auf allen Seiten

und besonders auf der rechten mit hohen Bergen umgeben ist, sehr schön, theils wegen seiner für eine solche Anhöhe nicht unbeträchtlichen Größe, besonders aber wegen seiner angenehmen Farbe, die völlig das Grünlich-Blaue der Gletscher ist. Auf dieser Anhöhe sind außer einigen Hirtenhäusern auf der obersten Höhe, weiter unten gegen Novalese, noch verschiedene Häuser, worunter auch das Hospitium, das auch im Winter bewohnt bleibt. Der Weg von Chambéry hinauf ist ziemlich gut, nicht gar zu steil und wäre ohne sehr große Arbeit fahrbar zu machen, da er hinlänglich breit ist. Aber auf der anderen Seite hinab ist er weit schlimmer. Schon gleich anfangs geht er ganz Zickzack an einem Felsen hinunter, und gleich etwas weiter unten ist er so schlimm, daß längs der Straße ein bedeckter Weg angebracht ist, durch den man im Winter bei hohem Schnee passiert, weil der Weg daneben theils wegen des Herabstürzens des Schnees, teils wegen der gewaltigen Tiefe daneben sehr gefährlich ist. Weit unangenehmer noch, als alles Steigen und Herabsteigen, ist das schlimme Pflaster, das ganz aus großen meist aufrecht stehenden Steinen und Felsstücken besteht. Weil man uns versicherte, daß die Maultiere oft stürzen, so gingen wir zu Fuß hinunter und kamen über eine Stunde vor dem Wagen hinunter. In Novalese wurden wir visitirt. Hier ist die eigentliche Landessprache schon ein schlechtes Italienisch, da es hingegen zu Chambéry noch Französisch ist. Beide Sprachen sind aber sehr corrupt. Weil zwischen hier und Turin kein guter Gasthof mehr ist und zu Turin die Porten immer mit Anbruch der Nacht zugemacht werden, so mußten wir hier bleiben. Der Ort ist ein mittelmäßiges kleines Landstädtchen, hat aber eine angenehme Lage. Diesen Morgen kamen wir durch Susa und also bei dem Fort Brunetta vorbei, das über demselben liegt. Es ist ganz auf Felsen angelegt und scheint vorzüglich, aber von der piemontesischen Seite ganz ungemein

stark zu sein. Hier fängt das Thal an sich ein wenig zu öffnen, ist aber noch weit entfernt eine Ebene sehen zu lassen, wie die sein soll, in der Turin liegt.

* * *

Turin, d. 31. August.

. . . Man trifft hier in der Stadt viele wohlgekleidete Leute; etwas aber, das mir am meisten auffiel, ist die Ähnlichkeit der hiesigen Costüme mit den unsrigen. Noch nirgends habe ich so viel schwarze Kleider, Degen und Haarbeutel gesehen als hier, und sogar das Äußere, Gang und Gesichtsbildung, haben sehr viel Ähnliches. Diesen Abend sahen wir auch ein Detachement von der Miliz exerzieren. Zum Glück war es auch wirklich nur Miliz; denn ich versichere Dich, die unsrige exerzirt besser. Die größte Sorgfalt schien man darauf zu wenden, die Mannen gut auf die Kniee fallen und den Hut abnehmen machen zu lassen. Dieses soll auch bei den sämmtlichen Truppen üblich sein. — Auffallend ist hier auch die besondere Art, wie Säuberlichkeit und Unsäuberlichkeit mit einander in Streit kommen. Man sieht z. B. sehr viele Leute sich Hände und Gesicht mit dem Wasser waschen, das durch die Straßen rinnt und das in einigen zwar ganz klar, in anderen aber völlig trübe fließt. Ebenso sieht man die Leute sehr häufig mitten in der Straße sich lausen . . .

* * *

Genua, d. 5. September.

Endlich sind wir am Ziel unserer Reise, und nun heißt es mit uns, bis hieher und nicht weiter; denn von hier weg geht unsere Reise schnurstracks nach Hause. Ich muß es aber gestehen: ich wünsche mir nicht viel weiter zu gehen; denn wer Genua gesehen hat, hat gesehen, was man nicht schöner wünschen kann,

und wäre die Gegend umher noch fruchtbar, so wäre es unübertrefflich. — Wir verreisten von Turin den 2. Morgens um 6 Uhr in Gesellschaft zweier Italiener, wovon der eine ein Advocat von Asti und der andere aus dem Montferrat war, zwei ordentlichen Leuten, mit denen wir uns wohl unterhielten und die uns desto lieber waren, weil wir uns mit ihnen im Italienischen übten. Der Weg bis Asti geht äußerst krumm; anstatt über Chieri zu kommen, kommt man auf Moncalieri, welches ein beträchtlicher Umweg ist, daher auch wirklich der Weg gegenwärtig geändert wird. — Das Schloß zu Moncalieri ist schön gebaut, von beträchtlicher Größe und liegt oben auf der Anhöhe über dem Flecken gleichen Namens. Der Weg geht übrigens durch eine meist sehr fruchtbare und wohl bewohnte Gegend, der nichts als das Wasser fehlt. Man trifft besonders viel türkisches Korn und Hanf und mehr gegen Asti viele Rebhügel an. Wir aßen in Villa nova d'Asti zu Mittag, einem kleinen Städtchen, wo eben eine Kirchweihe war, die eine Menge Volks zugezogen hatte. Asti ist ein ziemlich großer Ort, der mehrere schöne Gebäude hat, übrigens aber sehr öde ist. Bis Alessandria ist der Weg ziemlich wie vorher; aber nachher ist das Land weniger bewohnt, und bis Novi kamen wir nur durch einen beträchtlichen Ort, dafür aber beständig durch Gegenden, wo sehr viel Weinbau ist. Die Reben sind ganz in der Ebene reihenweise gepflanzt, so daß zwischen zwei Zeilen immer ein Raum von drei bis vier Schritten ist. Alessandria ist eine ziemlich große, wohl bewohnte Stadt — 14 Schuster und 6 Hutmacher in einer Straße — und hat eine stark befestigte Zitadelle. Novi, der erste genuesische Ort, ist ein artiges Städtchen, worin viele hübsche Häuser sind. Hier fängt schon die genuesische Tracht unter den Frauenzimmern an, die sich eigentlich durch ein geklärtes indiennenes Tuch, das über den Kopf wie ein Schleier getragen und an den Enden zusammengenommen wird,

unterscheidet. Sonst ist der Übergang eben nicht sehr merklich. Heute verreisten wir morgens frühe um 3½ von Novi. Gleich hinter der Stadt geht es bergan, und von nun an geht der Weg beinahe nie mehr eben fort; dafür aber wird die Gegend mehrere Male auch äußerst romantisch, besonders auch gleich vor Gavi, einem kleinen Ort, neben dem auf dem Berge ein Schloß liegt. Der Weg geht größtentheils durch sehr unfruchtbare Gegenden, durch theilweise nackte Felsen und Berge hin, dem Bette eines Waldstromes entlang, der jetzt beinahe nicht sichtbar ist, der aber, aus seinem Bette zu schließen, bei Regenwetter sehr stark sein muß. Zu Voltaggio hielten wir an, weil die Pferde mußten gefüttert werden, ehe sie die Bocchetta bestiegen. Von jetzt an ging es beinahe drei Stunden immer bergan, und an einigen Orten war gerade nicht mehr Platz übrig, als das Flußbette gemacht hat, und der Weg bestand bloß in dem Land, das man ihm abgewonnen und bald durch Mauern gesichert, bald in den Felsen gehauen hat. Zuweilen scheint das Thal sich ganz zuzuschließen, und dann zieht sich der Weg wieder um eine andere Ecke herum. Kurz, der Paß wäre unbezwinglich zu machen, und doch sieht man nicht, daß die geringste Vorkehrung dafür getroffen wäre. Oben ist gar keine Ebene; sondern es geht gleich wieder bergunter. Schade, daß das Wetter etwas trübe war; es hinderte uns, das Meer recht zu sehen, von dem wir nur einen geringen Theil entdecken konnten. Übrigens ist das Land auf dieser Seite wieder so merkwürdig, wie auf der anderen; es ist ungemein bergig, und obenher sind die Berge wieder ganz unfruchtbar. Überhaupt ist das Genuesische, wenigstens in dieser Gegend, meist ein sehr unfruchtbares, steiniges Land. Der Weg bis Campomurone hinunter, wo wir zu Mittag aßen, geht außerordentlich steil, daher man auch weniger Zeit braucht, als auf der anderen Seite hinaufzusteigen. Oft geht er aber in völligem Zickzack um die Felsen herum und

ruht auf sehr hohen Mauern, die sehr viel Geld müssen gekostet haben, daher sich auch die Genueser einen beträchtlichen Zoll bezahlen lassen. Campomurone liegt schon beinahe ganz in der Ebene. Wir hatten diesen Morgen 22 genuesische Meilen gemacht, und jetzt blieben uns noch 10 übrig, die wir aber in 3 kleinen Stunden zurücklegten. Der Weg ist sehr unterhaltend, und man trifft beständig eine Menge Gebäude und prächtiger Landhäuser an. Der letzte Zugang gegen das Meer ist besonders prächtig und ein Werk der Familie Cambiagio, die ihn hat anlegen lassen und dadurch jedermann, der den Platz besucht, einen großen Dienst gethan hat, weil der Durchgang sonst bei starkem Regenwetter oft für zwei bis drei Tage unerreichbar geworden war. Das Meer entdeckt man mit einem Mal, wenn man noch ungefähr 1/4 Stunde davon entfernt ist, und zwar durch die Bogen der Brücke über die Polcevera, die sehr nahe am Meer ist und worüber der Paß von Genua nach Sestri Ponente geht. Bis über San Pier d'Arena hervor sieht man gar nichts von der Stadt; und erst wenn man beim Leuchtturm um die Landspitze herumkommt, entdeckt man mit einmal den Port und das prächtige Genua. Ich bin jetzt beinahe 500 deutsche Meilen gereist; aber noch nie habe ich einen schöneren Anblick gesehen, als diesen. Man stelle sich ein Amphitheater vor, und die Arena davor sei der Port, das Amphitheater selbst aber die prächtige Stadt, die sich am Fuß der meist nackten Berge erhebt, die hinter ihr emporstehen. Es war eben schon etwas düster, wie wir zu Genua ankamen, und die Gebirge längs der Riviera di Levante und Ponente schon hin und wider im Nebel verhüllt, und ein Wind, wie bei einem herannahenden Gewitter, setzte das Meer in beträchtliche Bewegung. Die Wellen schienen sich nur langsam und majestätisch gegen das Land zu bewegen; aber gewaltig war die Kraft, mit der sie an die Felsen und Mole anprallten, sich an ihnen emporhoben und in Staub verwandelt wieder zurückstürzten.

Genua hat drei Porten, und an der zweiten ist oben eine sehr schöne Inschrift. An der letzten wurden wir pro forma visitiert, was aber, wie überall in diesen Gegenden, auf ein bloßes Betteln hinauslief. Wir kamen durch die Strada Balbi hinein, die zur Hälfte mit prächtigen Palästen bebaut ist, worunter sich besonders der rothe Palast Durazzo auszeichnet, dessen sich kein Fürst zu schämen hätte. Auf dem Platz dell' Annunziata muß man aus dem Wagen steigen, weil die Straßen weiterhin zu enge und daher mit Ketten zugemacht sind; wir logirten im Hôtel de Malte. . . . . Prächtig und majestätisch ist Genua, und das kann Niemand leugnen. Gleich als wäre es der Natur zum Trotz, die diesen Ort zur Einöde bestimmt zu haben scheint, erhebt es sich mit seinen stolzen Palästen über die Fläche des Meeres empor.

[Von da an beschränken sich die Eintragungen in dem Band im Wesentlichen auf kurze, nicht weiter ausgeführte Notizen. Die Reise ging noch über Pavia, Mailand, dann von Sesto Calende über den Lago Maggiore und über den St. Gotthard-Paß und Einsiedeln nach Zürich. Am 21. September waren die Reisenden in der Vaterstadt wieder angelangt.]